ECONSTOR
Make Your Publications Visible.

A Service of

ZBW Leibniz-Informationszentrum Wirtschaft
Leibniz Information Centre for Economics

Brodbeck, Karl-Heinz

Working Paper

Goethe und das Papiergeld

Working Paper Serie, No. Ök-14

Provided in Cooperation with:
Hochschule für Gesellschaftsgestaltung, Institut für Ökonomie

Suggested Citation: Brodbeck, Karl-Heinz (2015) : Goethe und das Papiergeld, Working Paper Serie, No. Ök-14, Cusanus Hochschule, Institut für Ökonomie und Institut für Philosophie, Bernkastel-Kues

This Version is available at:
https://hdl.handle.net/10419/193030

Standard-Nutzungsbedingungen:

Die Dokumente auf EconStor dürfen zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden.

Sie dürfen die Dokumente nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, öffentlich zugänglich machen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Sofern die Verfasser die Dokumente unter Open-Content-Lizenzen (insbesondere CC-Lizenzen) zur Verfügung gestellt haben sollten, gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der dort genannten Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

Terms of use:

Documents in EconStor may be saved and copied for your personal and scholarly purposes.

You are not to copy documents for public or commercial purposes, to exhibit the documents publicly, to make them publicly available on the internet, or to distribute or otherwise use the documents in public.

If the documents have been made available under an Open Content Licence (especially Creative Commons Licences), you may exercise further usage rights as specified in the indicated licence.

WWW.ECONSTOR.EU

Mitglied der Leibniz-Gemeinschaft

cusanus hochschule

WORKING PAPERS

Karl-Heinz Brodbeck

Goethe und das Papiergeld

Working Paper Serie, Institut für Ökonomie und Institut für Philosophie
Nr. Ök-14
12 2015

Cusanus Hochschule | Postfach 1146 | 54461 Bernkastel-Kues | www.cusanus-hochschule.de

Goethe und das Papiergeld

Karl-Heinz Brodbeck

Fachhochschule-Würzburg-Schweinfurt

Hochschule für Politik, München

Dezember 2015

Abstract

Goethes Faust II, genauer das erste Kapitel wurde vielfach als eine Geld- und Inflationstheorie gelesen. Obgleich darin viele Motive anklingen, die in der Erklärung des Geldes eine Rolle spielen, so ist es doch ein Missgriff, Goethe als ökonomische Autorität zu lesen. Allerdings stand er allerdings in regem Austausch mit zeitgenössischen Ökonomen, deren Erkenntnisse weitgehend vergessen wurden. Gerade darin finden sich viele Elemente für eine Theorie und Philosophie des Geldes. Im Text werden zahlreiche dieser Einsichten vorgestellt und im Kontext der Faust-Dichtung vertieft. Die Figur des Mephistopheles als des „neuen" Narren erweist sich dabei als wichtige Leitfigur für das Verständnis monetärer Prozesse jenseits der Vorurteile einer traditionellen Quantitätstheorie.

Keywords: Faust-Deutungen; Geldtheorie; Ökonomik des 19. Jahrhunderts; Geld als Vertrauen

JEL categories: B12, B29, B52, E40, N13

1 Zur Einstimmung[1]

Am 16. April 1853, 21 Jahre nach Goethes Tod, beschreibt Karl Marx die vermeintliche Geheimwissenschaft, die an den Finanzmärkten und im Banksystem gepflegt wird:

> „Es gibt wahrscheinlich keinen größeren Humbug in der Welt als das so genannte Finanzwesen. Die einfachsten Operationen, die Budget und Staatsschuld betreffen, werden von den Jüngern dieser ‚Geheimwissenschaft' mit den abstrusesten Ausdrücken bezeichnet; hinter dieser Terminologie verstecken sich die trivialen Manöver der Schaffung verschiedener Bezeichnungen von Wertpapieren – die Umwechslung alter Papiere gegen neue, die Herabsetzung des Zinses und die Erhöhung des nominellen Kapitals, die Erhöhung des Zinses und die Herabsetzung des Kapitals, die Einführung von Prämien, Bonussen und Prioritätsaktien, die Unterscheidung zwischen amortisierbaren und nicht amortisierbaren Annuitäten, die künstliche Abstufung der Übertragungsmöglichkeiten der verschiedenen Papiere in einer Weise, daß das Publikum von dieser abscheulichen Börsenscholastik ganz verwirrt ist und sich in der Mannigfaltigkeit der Details ganz verliert. Den Wucherern aber bietet jede derartige neue Finanzoperation eine gierig erwartete Gelegenheit, ihre unheilvolle und räuberische Tätigkeit zu entfalten." (MEW, Band 9, 47)

Solch eine klare Sprache wird man in der Gegenwart vermissen. Die „Geheimwissenschaft" der Ökonomen, verpackt im Hochglanzpapier der mathematischen Finanzmarkttheorie, hat ihren wahren Kern – Täuschung und Gier – tausendfach verborgen. Der Hexentanz an den Märkten, dem auch die Politik hinterhertanzt, gehorcht einer unbekannten Melodie. Die Geheimsprache an den Finanzmärkten ist inzwischen einem noch viel dunkleren Zauber gewichen. Ein elektronischer Homunkulus lenkt schon längere Zeit durch *Computerhandel* die Wertpapier- und Rohstoffmärkte, befeuert von einer Zentralbank, die in einem Umfang auf mephistophelische Weise Geld schöpft, den weder Goethe noch Marx ahnen konnten. Während Marx unter Ökonomen fast vergessen wurde, erfreute sich vorübergehend Goethes Beschreibung der Magie und der Geheimwissenschaft, die das Papiergeld umgibt, unerwarteter Aktualität. Allerdings muss Goethe vielfach nur für PR-Zwecke herhalten. Hier das Bild etwas zurecht zu rücken, in den Kontext der ökonomischen Diskussion der Goethezeit einzuordnen und erst daraus aktuelle Bezüge herzustellen, ist die Aufgabe der nachfolgenden Seiten.

In der Jahresmitte 2012 tauchte in verschiedenen Medien Goethe als Wirtschaftstheoretiker auf (Huber 2012). Die Web-Site boerse.ard.de (2013) lancierte ein *Special* mit dem Titel „Faust II_Punkt_Null". Im Einleitungsteil steht zu lesen: „Hätten wir in der Schule besser aufgepasst, wäre uns das ein oder andere Finanzdebakel erspart geblieben. Faust-Leser wissen mehr." Die Ausstellung im Frankfurter Goethe-Haus mit dem Titel „Goethe und das Geld" gab hier vermutlich den Anstoß. Er erreichte auch die Deutsche Bundesbank und ihren streitbaren Präsidenten. Jens Weidmann hielt in Frankfurt am 18. September 2012 eine viel beachtete Rede mit dem Titel „Papiergeld – Staatsfinanzierung – Inflation. Traf Goethe ein Kernprob-

[1] Die im vorliegenden Vortragstext formulierten Gedanken habe ich, vielfach ergänzt und ausführlich entwickelt, 2014 in Buchform vorgestellt; vgl. Brodbeck 2014.

lem der Geldpolitik?“. Das Fragezeichen ist rhetorisch gemeint. Goethes Faust II dient dem Bundesbank-Chef als Argumentationsfolie um seine vielfach geäußerte Warnung vor der Geldpolitik der EZB zu wiederholen. „Goethe liefert Weidmann die Argumente“ titelt auch das Handelsblatt vom 18.9.2012.[2] Durchgängiger Tenor all dieser Meldungen ist ein einfacher Gedanke. Goethe habe im ersten Akt des Faust II eine ökonomische Theorie geliefert, deren Kernbotschaft lautet: Wer viel Papiergeld druckt, erzeugt eine Inflation; der Versuch, die Staatsschulden damit zu reduzieren, endet in Krise und sozialem Chaos. Der Text der Faust-Dichtung ist, folgt man dieser Aussage, eigentlich nur eine dichterische Umschreibung wirtschaftlicher Sachverhalte. Vor allem Hans Christoph Binswanger hat zu dieser Deutung die Stichworte geliefert (vgl. Binswanger 2009, 28). Zweifellos finden sich im zweiten Faust-Teil zahlreiche ökonomische, besonders auch geldtheoretisch zu deutende Aussagen. Die *Reduktion* des Faust II auf eine ökonomische Theorie ist aber – so scheint mir – verfehlt. Ich möchte durchaus Motive aus dieser Dichtung aufgreifen, um sie anhand der Ökonomik der Goethe-Zeit im Kontext der Aussagen zu diskutieren, die sich bei den Ökonomen jener Epoche finden. Es wird sich zeigen, dass Goethe umfangreiche Kenntnisse der Erklärung des Geldes zu seiner Zeit besaß und auch dichterisch verarbeitete. Eine *neue* Geldtheorie liefert Goethe nicht, und er hegte wohl auch keineswegs die Absicht, dies zu tun. Aber auch wenn Goethe keine „ganz neue Deutung“ (Binswanger)[3] der Wirtschaft entwickelte, so enthalten sein Faust, zeitgenössische Dokumente, Gespräche und Briefe vielfältige Hinweise, die der gegenwärtigen, in eine Sackgasse geratenen Wirtschaftswissenschaft wichtige neue Impulse geben können.

2 Faust-Deutungen

Goethes *Faustdichtung* wäre nicht *klassisch*, besäße sie nicht so viele Facetten, dass ihre Auslegung nicht abschließbar ist. Vor allem die Schülerszene im Studierzimmer hat vielfältige philosophische, auch erkenntnistheoretische Kommentare erfahren. (Vgl. Böhme 2005). Sogar Lenin soll die Schülerszene geschätzt und darin Umrisse einer materialistischen Theorie gesehen haben (vgl. o.V. 1957, 54). In psychoanalytischer Deutung Freud‘scher Prägung wird vor allem auf die sexuelle Konnotation hingewiesen.[4] In recht unmissverständlicher Weise stützt Goethe gerade auch diese Deutung, wenn in den Entwürfen zum Faust, in den Paralipomena der Satan sagt: „Euch gibt es zwei Dinge / So herrlich und groß: Das glänzende Gold / Und der weibliche Schoß. / Das eine verschaffet, / das Andre verschlingt; / Drum glücklich, wer

[2] Auf ähnliche Weise versucht man übrigens im englischsprachigen Raum *Shakespeare* zu einem Klassiker der Lehre von den Finanzmärkten zu machen. „So, what do Shakespeare and money have in common? The course ‚Shakespeare and Financial Markets,‘ was introduced at Duke University to explore that very connection. Classic Shakespeare plays like ‚Hamlet‘ and ‚Julius Caesar‘ are used to teach students about what drives financial behavior.“ Tony Cox (2013) Ähnlich könnte man übrigens auch mit Bezug auf Goethe argumentieren, wenn es in einem anderen Artikel heißt: „Shakespeare Has Insights On Everything – Why Not Money?“ (Ebenda 2013).

[3] Cover-Text zu Hans Christoph Binswager 2009.

[4] Vgl. z.B. Haeberle 2011. Eine These daraus: „Mephistopheles wird am Ende als schwul ‚geoutet‘“.

beide / Zusammen erringt!“ (Goethe 1951, Par 52). Dieses doppelte Motiv – die Leidenschaft Fausts, die einer Frau gilt, und das Streben nach Reichtum, nach Gold – kann man auch als die beiden thematischen Bögen sehen, die Teil I und Teil II umspannen.[5] Die Leidenschaft Fausts zu Margarete in Teil I und zu Helena in Teil II ist ein hervorbrechendes Motiv.[6]

Wie unterschiedlich sich bestimmte Szenen auslegen lassen, selbst wenn man von einem *alchemistischen* Hintergrund ausgeht, möchte ich am Beispiel der Bemerkung von Thales über eine Münze aus einer Szene der „Walpurgisnach“ skizzieren. C.G. Jung sieht diese alchemistischen Motive im Faust als Bilder dafür, wie sich das Unbewusste schrittweise zum Bewusstsein fortentwickelt. Ökonomische Begriffe seien nur Metaphern für diesen Bewusstseinswandel. Thales sagt: „Das ist es ja, was man begehrt: / Der Rost macht erst die Münze wert.“ (Jung 1975, 8223f.)

Proteus macht deutlich, dass es sich um ein Rätsel handelt, denn er fügt – „unbemerkt“ heißt es in der Bühnenanweisung – hinzu: „So etwas freut mich alten Fabler!“ (8225).[7] Der Satz des Thales lässt aber mehrere Deutungsschichten zu. C. G. Jung sieht darin die Anspielung auf eine alchemistische Bedeutung, nach deren „Auffassung ist Rost sowohl wie Grünspan die Krankheit des Metalles. Aber eben dieser Aussatz ist die ‚vera prima materia‘, die Basis zur Bereitung des philosophischen Goldes.“ (Jung 1975, 188f). Er kommentiert dies so:

> „Des Thales paradoxe Bemerkung, daß erst der Rost der Münze den richtigen Wert gebe, ist eine Art von alchemistischer Paraphrase, die im Grund nichts anderes besagen will, als daß es kein Licht gibt ohne Schatten und keine seelische Ganzheit ohne Unvollkommenheit.“ (Jung 1975, 189)

An zahlreichen weiteren Szenen sieht Jung die Spuren der Alchemie[8], so dass für ihn der *Faust* „von Anfang bis Ende mit alchemistischen Gedanken durchtränkt ist.“ (Jung 1975, 344).

Nun kann man die Äußerung von Thales natürlich auch ganz anders, als ökonomische Metapher deuten: Das Geld, das Rost ansetzt, ist ein unedles Geld, das durch Münzverschlechterung der Bereicherung des Staates dient, der es ausgibt. Der Fürst oder Staat, der sein Monopol auf Münzemission durch Senkung des Edelmetallgehaltes nutzt, um seine Staatskasse zu füllen, wird tatsächlich *reicher*. Für ihn ist es der Rost der Münzen, der ihm einen zusätzlichen Wert verschafft. Der Ausdruck „rostende Banknoten“ wurde von Silvio Gesell sogar zur Grundlage eines alternativen Geldsystems gemacht (Gesell 1948, 6), das faktisch auf permanente Abwertung gehorteten Geldes hinausläuft und so Wohlstand verspricht. Thales sagt dies zu Homunikulus, dem es „nicht an geistigen Eigenschaften“ (8249) mangelt,

---

[5] Recht derb sagt der Satan noch weiter zu den Frauen: „Für euch sind zwei Dinge / Von köstlichem Glanz: / Das leuchtende Gold / und ein glänzender --- / Drum wißt euch, ihr Weiber, / Am Gold zu ergetzen / Und mehr als das Gold / Noch die --- zu schätzen!“ (Par 52). Der Satan empfiehlt den Frauen noch: „Seid reinlich bei Tage / Und säuisch bei Nacht“, (ebenda).

[6] Vgl. auch Lohmeyer 1975, 52 und 320.

[7] Die folgenden vierstelligen Seitenangaben stammen aus Goethe 1951.

[8] Vgl. auch Böhme 2005, 49ff.

auch wenn er nicht *greifbar* ist. Man kann den Homunkulus als logisches Bild für alles künstlich Geschaffene interpretieren, dem es an wahrer Realität mangelt, „am greiflich Tüchtighaften" (8250) fehlt, wie der Wert an einer Münze ungreifbar ist. Auf Dauer ist allerdings dieses künstliche Leben eines „Homunkulus" zum Untergang verdammt; wie sich Salz in Wasser auflöst, so Homunkulus „in dieser Lebensfeuchte" (8461). Die ökonomischen Prozesse und ihr Missbrauch lösen den Wert auch des Münzgeldes auf – ein Phänomen, das keineswegs erst beim Papiergeld hervortritt.

Doch auch diese eben skizzierte *ökonomische* Interpretation ist nicht exklusiv. Man kann den Text auch *ganz wörtlich* nehmen und ihn im Sinn der *Münzkunde* als Qualitätsaussage über Münzen interpretieren. Gewöhnlich ist der Rost ein Zeichen für Fälschungen von Münzen – seien es privat nachgemachte oder solche, die ein Staat selbst bei Scheidemünzen mit immer geringerem Edelmetallgehalt verursacht. Doch für alte Münzen kann auch das genaue Gegenteil zutreffen. „Rost" kann eine Münze edler machen; es kommt nur darauf an, um *welchen* Rost es sich handelt:

> „(E)rscheint er als edler Rost, als *Email*, so ist der große Unterschied (zu Fälschungen, KHB) noch bemerkbarer. Das echte Email nimmt der Münze nichts von ihrer Schönheit und Zierlichkeit; ja es erhöht sie wohl gar". (Loos 1828, 93)[9]

Hans Christoph Binswanger hat in seinem bekannten, mehrfach aufgelegten Buch „Geld und Magie" Goethes *Faust* auch alchemistisch gedeutet – er hat übrigens das Rätsel der Münze des Thales, für Jung ein wichtiger alchemistischer Fingerzeig, nicht näher kommentiert. Binswanger sieht in der Alchemie – in der genauen *Umkehrung* der Jung'schen These – eine Metapher für ökonomische Prozesse. Der ganze Wirtschaftsprozess der Moderne sei nur „aufgehobene Alchemie", in dem nun nicht mit dem Stein der Weisen Blei in Gold verwandelt werden soll, sondern Papiergeld in Reichtum. Er zitiert Jungs Satz, dass der *Faust* „ein alchemistisches Drama von Anfang bis Ende" sei, ergänzt aber:

> „Jung hat seine Aussage allerdings wenig konkretisiert. Wenn man sich aber die doppelte Aufgabe der neuzeitlichen Alchemie vor Augen hält, dann wird sofort deutlich, wie genau die Behauptung Jungs zutrifft. Der erste Teil des *Faust* handelt von der ersten Aufgabe der neuzeitlichen Alchemie, von der Herstellung des Trinkgolds in der Hexenküche, von der wiedererlangten Jugend und der Manneskraft; das ist das Drama der Liebe. Im zweiten Teil des *Faust* steht die zweite Aufgabe im Vordergrund, die Herstellung des künstlichen Goldes im Sinne des Geldes, die mit der Notengeldschöpfung am Kaiserhof beginnt; es ist das Drama der Wirtschaft." (Binswanger 2009, 17)[10]

Nun möchte ich die durchaus anregende Deutung Binswangers keineswegs als völlig abwegig bezeichnen, wohl aber ihre *Ausschließlichkeit*, die Binswanger suggeriert:

> „*Das* große Thema des zweiten Teils des Faust-Dramas ist die Auseinandersetzung mit dem Prozess des wirtschaftlichen Wachstums und die Aufdeckung seines alchemistischen Gehalts." (Binswanger 2009, 21; meine Hervorhebung; KHB)

---

[9] Goethe könnte diesen Text gekannt haben.

[10] C.G. Jung *hat* seine Aussage übrigens sehr wohl konkretisiert und ausführlich entwickelt, nur eben nicht in „ökonomischer" Deutung.

Nein, es gibt nicht nur noch zahlreiche andere Themen, verschlüsselte Metaphern, Bilder, explizite und implizite Erkenntnisse in Goethes Dichtung; auch *ökonomisch* lässt sich Faust II noch ganz anders lesen denn als „neue Wachstumstheorie". Der Hinweis auf die wenigstens zweifachen (Freud und Jung) psychoanalytischen oder die philosophischen Auslegungen, die Deutungsmöglichkeiten schon einer einzigen Zeile (der Münzaussage von Thales) sollte verdeutlichen, dass Goethe nicht seinen Faust als mythologisierende Umschreibung eines nationalökonomischen Traktats verfasst hat. Binswanger sucht bei Goethe eine autoritative Stütze für seine eigene Geld- und Wachstumstheorie (vgl. Binswanger 2006). Das ist verständlich, entbehrt aber der beanspruchten Ausschließlichkeit der Deutung, wie gleichfalls die Auslegung von Jens Weidmann, der erste Akt von Faust II sei eine einzige Warnung, die sich gegen die Schulden- und Geldpolitik der Gegenwart in Europa und weltweit richte.

Man könnte – um eine letzte Deutungsmöglichkeit anzureißen – auch den gesamten Text als politischen Traktat lesen, und besonders der fünfte Akt mit seinen zu vermutenden Anspielungen auf Saint-Simon und die Erfahrungen der französischen Revolution lassen *auch dafür* reichlich Belege finden.[11] Nicht nur die Ökonomie, gerade die Politik hat Goethe zeitlebens beschäftigt und dichterische Spuren hinterlassen. Goethe bekennt selbst, wie sehr ihn die Französische Revolution auch in seinem Dichten bestimmt hat. Er sah es sogar als seine Aufgabe an, „die vieljährige Richtung meines Geistes gegen die Französische Revolution (…), dieses schrecklichste aller Ereignisse in seinen Ursachen und Folgen dichterisch zu gewältigen". (Heynacher 1922, 291)[12]

Ein wichtiges Indiz dafür, dass Goethe seinen Faust II nicht von vorneherein ökonomisch, gar geldtheoretisch intendierte, zeigt ein Blick auf seine Entwurfsskizze in Paralipomena 70. Dort wird der Kaiser als „Kaiser Maximilian" benannt, der Kaiserhof ist der Reichstag in Augsburg. Goethe notiert hier, dass der Kaiser „Erscheinungen" verlange, und sie werden von Mephistopheles und Faust zugesagt. Doch es ist gerade keine *ökonomische* Magie, sondern unmittelbar die Herbeirufung *Helenas*. Das Helena-Kapitel hat Goethe schon viel früher konzipiert und niedergeschrieben. Er hat erst viel später die hinführenden Szenen aus dem ersten Akt hinzugesetzt. In Helena das griechische Altertum in die Gegenwart zu zaubern, ist ein wenigstens ebenso deutliches Motiv wie alchemistische Anspielungen vom „Stein der Weisen" oder dem „größten Werk" (11509), das C.G. Jung und Binswanger in je differenter Absicht in den Mittelpunkt rücken. Im Gespräch mit Eckermann vom 13. Februar 1831 spricht Goethe sein Kompositionsprinzip im Faust II sehr klar aus:

> „ ‚Das, was geschehen sollte,' sagte er, ‚hatte ich, wie Sie wissen, längst; allein mit dem Wie war ich noch nicht ganz zufrieden, und da ist es mir nun lieb, daß mir gute Gedanken gekommen sind. Ich werde nun diese ganze Lücke, von der ‚Helena' bis zum fertigen fünften Act, durcherfinden und in einem ausführlichen Schema niederschreiben, damit ich sodann mit völligem Behagen und Sicherheit ausführen und an den Stellen arbeiten kann, die mich zunächst anmuten. Dieser Act bekommt wieder einen ganz ei-

[11] Vgl. ausführlich dazu Brodbeck 2014, 83; 116ff; 202-209.
[12] Vgl. auch Rothe 1998, 94 und 216.

> genen Charakter, sodaß er, *wie eine für sich bestehende kleine Welt, das Übrige nicht berührt und nur durch einen leisen Bezug zu dem Vorhergehenden und Folgenden* sich dem Ganzen anschließt.'" (Eckermann 2. Bd., 180; meine Hervorhebung; KHB)

Und Eckermann fasst daraufhin Goethes Absicht zusammen, was Goethe zustimmend kommentiert:

> „‚Er wird also,' sagte ich, ‚völlig im Charakter des Übrigen sein; denn im Grunde sind doch der Auerbach'sche Keller, die Hexenküche, der Blocksberg, der Reichstag, die Maskerade, das Papiergeld, das Laboratorium, die Classische Walpurgisnacht, die Helena lauter für sich bestehende kleine Weltenkreise, die, in sich abgeschlossen, wohl aufeinander wirken, aber doch einander wenig angehen. Dem Dichter liegt daran, eine mannigfaltige Welt auszusprechen, und er benutzt die Fabel eines berühmten Helden bloß als eine Art von durchgehender Schnur, um darauf aneinanderzureihen was er Lust hat. Es ist mit der ‚Odyssee' und dem ‚Gil-Blas' auch nicht anders.'
>
> ‚Sie haben vollkommen recht,' sagte Goethe; ‚auch kommt es bei einer solchen Composition bloß darauf an, daß die einzelnen Massen bedeutend und klar seien, während es als ein Ganzes immer incommensurabel bleibt, aber eben deswegen gleich einem unaufgelösten Problem die Menschen zu wiederholter Betrachtung immer wieder anlockt.'" (Eckermann 2. Bd., 180)

Die Szenen in Faust II, weit stärker als in Faust I, sind auf eine Weise komponiert, die in der Musik eher der Suite denn einer Sinfonie ähneln. *Ein* durchgängiges Motiv, eine Idee durchzukomponieren lag Goethe sicher fern, gleichsam ein *cantus firmus*, der nur vielfältig variiert wird. Gewiss kann man zwischen den Akten eine Verbindungslinie erkennen, die von Eckermann erwähnte „durchgehende Schnur", die auch Goethe selbst benennt – dies allerdings nahezu ironisch-abstrakt: Fausts Weg als einen Weg der Bewusstwerdung „vom Himmel durch die Welt zur Hölle" (Eckermann 3. Bd., 122). Es ist ein Weg, der zwar formal ein Ziel erreicht (die Wette wird erfüllt, auch wenn unklar ist, wer sie eigentlich gewonnen hat[13]), der dann in der Erfüllung dieses Weges zugleich Fausts Tod bedeutet. Es war mit Mephistopheles vereinbart, dass der Pakt in einem vollkommenen Augenblick erfüllt sein wird und die Suche beendet ist:

> „Zum Augenblicke dürft' ich sagen: Verweile doch, du bist so schön! Es kann die Spur von meinen Erdentagen / Nicht in Äonen untergehn. – Im Vorgefühl von solchem hohen Glück / Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick" (11581–11586)

Hier erreicht das Bewusstsein einen zeitlosen Ort – den *Augenblick* – und fällt gleichsam aus der Geschichte heraus. Zwar war nach der Verzweiflung über Gretels Tod am Ende von Faust I auch das Bewusstsein des Helden in Verzweiflung aufgelöst. Er fällt in einen Schlaf, und das Erwachen daraus eröffnet den neuen Weg in Faust II. Jungs Deutung eines Weges des Bewusstseins aus dem Unbewussten ist hier ebenso zu erkennen wie die Vorbereitung auf die kühle Rationalität ökonomischer Prozesse, die in der Papiergeldszene dann gleichwohl ihren irrationalen Untergrund offenbart. Man kann dieses Erwachen als Befreiung von den Fesseln der Gefühle sehen, die im ersten Teil des Faust dominierten: „Gefühl ist alles; / Name ist Schall und Rauch" (3455f.). Es ist das Abgleiten der auf die Sprache (Logos) bezogenen Weltbeschreibung: „Denn eben, wo Begriffe fehlen, / Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein. / Mit Worten läßt sich trefflich streiten" (472ff.). Zunächst

[13] Goethe sagt, „daß der Teufel die Wette verliert". (Eckermann 3. Bd., 121)

sucht Faust den Ausweg im Gefühl. Der Begriff wird noch nicht als Tat dechiffriert. Im zweiten Teil erwacht Faust zu einer neuen Rationalität, nicht einer wortbezogenen, sondern einer rechnenden Ratio, die schließlich in der blinden administrativen Logik am Ende des fünften Teils zu einer letzten, von Goethe wohl im Spiegel von Saint-Simon gedeuteten, planenden Vernunft ihr tödliches Ende findet.

Wie gesagt: Goethes Faust-Dichtung ist im wahren und guten Sinne *klassisch*. Sie gleicht einem vielfältigen sinnlichen Eindruck, der sich nie rein begrifflich auflösen lässt. Man kann sie als das nehmen, was sie zunächst ist: Eine höchst komplexe und vielfältige Dichtung. Natürlich ist der Faust in anderer Hinsicht viel mehr. Er enthält eine Fülle an Einsichten. Diese Fülle wurde aber nicht als eine Idee von Goethe vorausgesetzt und im Faust *versteckt*. Diese Fülle gleicht der sinnlichen Wahrnehmung (die vor Augen zu haben, Goethe nicht müde wird zu betonen), in Husserls Diktion ein „Chaos der Impressionen", das erst durch die Auslegung eine *philosophische*, vielleicht auch wissenschaftliche Struktur zeigt. Doch die Dichtung *reduziert* sich nicht darauf. Goethe hat das gegenüber Eckermann am 6. Mai 1827 mit allem Nachdruck betont, und es wäre vermessen, dieses Urteil zu überhören:

> „Es war im ganzen nicht meine Art, als Poet nach Verkörperung von etwas Abstraktem zu streben. Ich empfing in meinem Innern Eindrücke, und zwar Eindrücke sinnlicher, lebensvoller, lieblicher, bunter, hundertfältiger Art, wie eine rege Einbildungskraft es mir darbot; und ich hatte als Poet weiter nichts zu tun, als solche Anschauungen und Eindrücke in mir künstlerisch zu runden und auszubilden und durch eine lebendige Darstellung so zum Vorschein zu bringen, daß andere dieselbigen Eindrücke erhielten, wenn sie mein Dargestelltes hörten oder lasen. (…) Vielmehr bin ich der Meinung: je inkommensurabeler und für den Verstand unfaßlicher eine poetische Produktion, desto besser." (Eckermann 3. Bd., 121f.)

Wenn ich nachfolgend einige Motive im Faust aus ökonomischer Perspektive skizziere, so ist die eben zitierte Äußerung im Gedächtnis zu behalten: Es bleibt, bei aller scheinbaren Evidenz, stets auch ein großer Rest, der in ganz andere Dimensionen verweist. Klarer wird diese Beziehung auf ökonomische Sachverhalte, wenn ich in den nachfolgenden Abschnitten unmittelbar Ökonomen zu Wort kommen lasse, die im Umkreis von Goethe wirkten, die er kannte, zu denen er sich direkt äußerte und an deren Arbeit er teilweise unmittelbar Anteil nahm. Doch zunächst einige Überlegungen zum Papiergeld im Faust II.

3 Ökonomische Motive in Faust II

In den Entwürfen (*Paralipomena*) findet sich noch kein Hinweis auf eine Papiergeldszene oder eine ökonomisch zu deutende Fragestellung. Es handelt sich im ursprünglichen Entwurf offenbar um einen Bewusstseinsprozess, den Faust durchläuft. Die Abkehr von Faust ist eine von den leeren Wörtern, der vielfältigen Ausdeutung, der scholastischen Wortklauberei. Faust ist ein Mann der *Tat*, was Goethe vielleicht auch – bei aller Skepsis – an Napoleon bewunderte. Zu Eckermann sagt Goethe am 11. März 1828:

> „Ja, ja, mein Guter, man braucht nicht bloß Gedichte und Schauspiele zu machen, um produktiv zu sein, es gibt auch eine Produktivität der Taten, und die in manchen Fällen noch um ein Bedeutendes höher steht." (Eckermann 3. Bd., 167).

Im Faust II heißt es dann: „Die Tat ist alles, nichts der Ruhm." (10187) Auch Faust II kann man als Prozess lesen, der schließlich durch ein erwachtes Bewusstsein zu vielen Taten führt. Goethe schreibt in seiner Inhaltsskizze zu Faust II (Paralipomena 70):

> „Zu Beginn des Zweiten Teiles findet man Faust schlafend. (…) Er wacht auf, fühlt sich gestärkt, verschwunden alle vorhergehende Abhängigkeit von Sinnlichkeit und Leidenschaft. Der Geist, gereinigt und frisch, nach dem Höchsten strebend."[14]

Der so geläuterte Geist durchlebt nun mehrere Stufen. Er erwacht zunächst zur ökonomischen Ratio, die im ersten Akt in Szene gesetzt wird. Im zweiten Akt nimmt der zu neuem Reichtum gelangte Faust seine anfängliche Frage wieder auf (Wiederholung der Schülerszene). Die erlebte Macht erscheint nun als Selbsterschaffung des Menschen. Doch es wird nur ein Homunkulus daraus hervorgehen, der sich schließlich wieder im Meer des Unbewussten auflöst. Die Leidenschaften, am Beginn des ersten Aktes scheinbar überwunden, kehren nun als Zaubermacht der Phantasie wieder und holen, nachdem gleichsam das Mittelalter im Traum vom Homunkulus und der Schülerszene einbezogen wurde, das klassische Altertum ein. Doch der mit der beschworenen Helena gezeugte Sohn stirbt, als das Streben zur *Tat* sich kriegerisch äußert. Im vierten Akt wird auch die erneute Leidenschaft geläutert; Faust will fortan weder Macht noch die Liebe einer Frau erlangen. Er schreitet zur großen Administration, will ein Stück Meer urbar machen durch Landgewinnung und Dämme. Jetzt ist Faust ganz Tatmensch geworden und entfaltet die „Produktivität der Taten" – gleichsam in der äußersten Ferne zu den Worten, die zu verlassen er im ersten Teil aufgebrochen war. Dieser Tat entspricht auch eine andere Organisation als die der Märkte; sie sind nur noch Mittel, nicht mehr Ziel. Bedürfnisse sind gänzlich in den Hintergrund getreten. Die erreichte Helle des Bewusstseins der Ratio kehrt dann im fünften Akt wieder in Dunkelheit ein, bis Faust schließlich erblindet und seinen letzten Befehl in einer letzten Täuschung gibt: Der vermeintliche Graben wird sein Grab.

[14] Vgl. die Inhaltsangaben zum zweiten Teil; Paralipomena 70, in der Faustausgabe J. G. Cotta´sche Buchhandlung, Stuttgart 1951, S. 620ff.

Die Papiergeldszene des ersten Aktes wurde, wie gesagt, später in diesen Gesamtaufbau explizit eingeführt. Der Kaiser verlangt Erscheinungen – zunächst von Goethe noch ganz allgemein konzipiert, später als *ökonomische Zauberkraft* ausgelegt. Die alte Weisheit ist vergangen, verkörpert im alten Narren, der fett ist und weggetragen wird (um allerdings später wieder aufzutauchen und die *alte* Weisheit gegen die neue von Mephistopheles geltend zu machen). Mephistopheles taucht als neuer Narr verkleidet auf. Die Prunksucht des Hofstaats hat eine Schuldenkrise hinterlassen, so dass alles letztlich auf das Geld als Lösung zuläuft, was sich schon im ersten Teil abzeichnete als Vorahnung: „Nach Golde drängt, / Am Gelde hängt / Doch alles." (2803f.)

Goethe hat gegenüber Eckermann selbst den Aufbau des ersten Aktes skizziert, so dass wir seine Aussage durchaus als Folie nehmen können. Am 1. Oktober 1827 notiert Eckermann:

> „Ich habe in dem Kaiser einen Fürsten darzustellen gesucht, der alle möglichen Eigenschaften hat sein Land zu verlieren, welches ihm denn auch später wirklich gelingt. Das Wohl des Reichs und seiner Unterthanen macht ihm keine Sorge; er denkt nur an sich und wie er sich von Tag zu Tag mit etwas Neuem amusire. Das Land ist ohne Recht und Gerechtigkeit, der Richter selber mitschuldig und auf der Seite der Verbrecher, die unerhörtesten Frevel geschehen ungehindert und ungestraft. Das Heer ist ohne Sold, ohne Disciplin und streift raubend umher, um sich seinen Sold selber zu verschaffen und sich selber zu helfen wie es kann. Die Staatskasse ist ohne Geld und ohne Hoffnung weiterer Zuflüsse. Im eigenen Haushalte des Kaisers sieht es nicht besser aus: es fehlt in Küche und Keller. Der Marschall, der von Tag zu Tag nicht mehr Rath zu schaffen weiß, ist bereits in den Händen wuchernder Juden, denen alles verpfändet ist, sodaß auf den kaiserlichen Tisch vorweggegessenes Brot kommt. Der Staatsrath will Sr. Majestät über alle diese Gebrechen Vorstellungen thun und ihre Abhilfe berathen; allein der gnädigste Herr ist sehr ungeneigt, solchen unangenehmen Dingen sein hohes Ohr zu leihen; er möchte sich lieber amusiren. Hier ist nun das wahre Element für Mephisto, der den bisherigen Narren schnell beseitigt und als neuer Narr und Rathgeber sogleich an der Seite des Kaisers ist." (Eckermann 3. Bd., 136)

Dieses „wahre Element von Mephisto" offenbart sich als dessen Zauberkraft in der Papiergeldszene, als *creatio ex nihilo,* die hier nicht Gott, sondern der Teufel aufführt. Es genügt, dem Kaiser seine Macht *bewusst* zu machen: Eine Unterschrift unter ein Stück Papier genügt. Die Menge nimmt das Papier an, wie es den Kaiser über sich akzeptierte. Das Geld entsteht also aus einer bereits vorliegenden Form der Vergesellschaftung, nicht aus dem Markt. Das unterscheidet den Faust II von ökonomischen Schriftstellern im Umkreis von Goethe, wie z.B. Johann Georg Büsch, die das Geld aus dem Tausch hervorgehen lassen, in der Nachfolge von Adam Smith. Dass solch ein rein *ideelles* Ding wie das Papiergeld dennoch Wirklichkeit schaffen soll, leuchtet der überlieferten Denkweise nicht ein, die nur das als Geld anerkennt, was sich messen und greifen lässt:

> „Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn! / Was ihr nicht tastet, steht euch meilenfern, / Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar, / Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, sei nicht wahr, / Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht, / Was ihr nicht münzt, das, meint ihr, gelte nicht." (4916ff.)

Der Kaiser ruft dem Zauberer zu: „Es fehlt das Geld. Nun gut, so schaff es denn!“ (4926) Doch nicht Mephistopheles schafft das Geld, er weist den Kaiser nur auf dessen faktische Macht des *Fiat!* hin.

Der Hinweis, der Kaiser sei doch Eigner des eigenen Landes und in diesem Land seien Schätze vergraben, die als „Gegenwert“ für das geschaffene Geld herhalten müssen, ist nur ein psychologischer Trick, die „trügende Scheinvorstellung von einem verborgenen Reichtum“ (Lohmeyer 1975, 117) – auch wenn diese Auffassung durchaus historisch verwirklicht wurde. Als in Deutschland nach der Inflation von 1923 eine neue Währung eingeführt wurde, wandte man denselben „Trick“ an und behauptete, diese „Rentenmark“ sei durch den Boden besichert. So ist auch die Aussage von Mephistopheles zu verstehen:

> „Der Zettel hier ist tausend Kronen wert. / Ihm liegt gesichert, als gewisses Pfand, / Unzahl vergrabnen Guts im Kaiserland.“ (6058ff.)

Mephistopheles durchbricht einen Teufelskreis des Sparens, auf den erst wieder Keynes hinweisen wird: Wird gespart, werden Steuern und Abgaben erhöht, so sinkt die Kaufkraft der Bevölkerung, die Geschäfte werden eingeschränkt, wirtschaftliche Aktivität erlahmt noch mehr und der Staatshaushalt wird nur noch mehr belastet. Eben dies drückt der Marschak aus:

> „Welch Unheil muß auch ich erfahren! / Wir wollen alle Tage sparen; / Und brauchen alle Tage mehr.“ (4852f.)

Diesen Teufelskreis des Sparens – wie immer er auch in Gang gesetzt wurde: Durch öffentliche Verschwendung, durch Kriege, durch Missernten – durchbricht Mephistopheles:

> „Wo fehlt's nicht irgendwo auf dieser Welt? / Dem dies, dem das, hier aber fehlt das Geld.“ (4889f.)

Der Hinweis auf die verborgenen Schätze im Boden, der dem Kaiser gehört, kann durchaus auch metaphorisch gelesen werden. Die Rohstoffe müssen durch *innovativen Geist* transformiert werden. Sie werden erst dann zu einem Reichtum, wenn sie in neuen Produkten eine neue Form finden. Mephistopheles ködert gleichsam den Kaiser und seine Berater mit dem Hinweis auf vergrabenes Gold. Doch *Reichtum* benötigt gar nicht diese Form des Goldes. Was immer im Mutterschoß der Erde verborgen ruht, kann zu einem Reichtum der Nation werden. Dies „schafft: / Begabten Manns Natur- und Geisteskraft.“ (4896)

Der Kaiser setzt nur seinen Namenszug unter ein Papier, um all dies ins Werk zu setzen. Das Wort wird hier – gleichsam dialektisch – „aufgehoben“ und wie in der Magie selbst zur Tat: als Zeichen kaiserlicher Autorität, die dem Geld *Geltung* verleiht. Es ist kein Akt der Planung, der Teleologie, der diese Modernisierung einführt:

> „Pikant ist es, daß Goethe selbst die Regierenden, in der Gestalt des Kaisers, nicht über dem Geschehen stehend, vielmehr als uninformiert, desorientiert und opportunistisch darstellt. Ohne eigene Einsicht und Kompetenz, ist der Kaiser, so wie er früher den Ast-

> rologen Gehör schenkte, nun auf Berater und Experten angewiesen, die eher zweifelhaft erscheinen." (Schmidt 2001, 269)

Auch die übrigen Menschen sind in ein Treiben einbezogen, an das sie zwar durch ihre Bedürfnisse, durch den äußeren Schein der Waren sich selbst fesseln, den sie aber nicht durchschauen. Was Mephistopheles im Faust ist, sind die ökonomischen Berater in der Gegenwart. Anders als Mephistopheles sind allerdings in der Gegenwart auch diese Berater blind. Auch ihnen fehlen die zureichenden Begriffe, Wirtschaftsprozesse wirklich zu verstehen und *prognostizieren* zu können. Sie sind selbst nur Teilnehmer an jenem Mummenschanz, in den Goethe auch die Dichter und andere Wortkünstler einbezog. Der neue Geldprozess reißt alle mit, Regierende, Bürger und Wissenschaftler. Das Geld durchwirkt alle Bereiche und vergesellschaftet die Menschen auf eine völlig undurchsichtige Weise durch die rasch zirkulierenden Papiergeldscheine: „Unmöglich wär's, die Flüchtigen einzufassen" (6086). Der Kaiser blickt auf das Papier und versteht es nicht: „Ich ahne Frevel, ungeheuren Trug!" (6064) Hier taucht ein Motiv auf, das leicht misszuverstehen ist. Gewiss beruht das Papiergeld mit einem aufgedruckten Zahlenwert auf einem zauberischen Trug. Doch es ist eine Täuschung, die von allen Teilnehmern am Markt *akzeptiert* wird. Die Täuschung wird *wirklich*, sie wirkt. Diese besondere Natur des Geldes, eine wirkliche Täuschung (in diesem Doppelsinn zu sein), wird kaum je erkannt. Dorothea Lohmeyer ist eine große Ausnahme:

> „Der moderne, auf das Gesetzliche gerichtete Geist erkennt das Wesen des Geldes als durch ideellen Schein und materiellen Wert definiert; indem er beide von ihren Funktionen her neu konzipiert, erfindet er einen neuen, auf dem Vertrauen in Schein und Wert beruhenden Geldbegriff als die Bedingung des neuzeitlichen dynamischen Wohlstandes." (Lohmeyer 1975, 75)[15]

Goethe zeigt in groben, d.h. in der Sprache der Dichtung formulierten Strichen die Wirkungen dieses „dynamischen Wohlstandes" auf. Und er kann sich dabei – das wird noch darzustellen sein –, durchaus auf die Smith'sche Tradition berufen: Büsch spricht wie Smith von einer Täuschung, die durch den vom Geld gelenkten Verkehr die Menschen zu Taten lenkt, ohne deren wirkliches Wissen. Auch ein Regierender ist von diesem fundamentalen Nichtwissen nicht ausgenommen. Der Kaiser ist zwar auf Anraten des Mephistopheles ein Mann der Tat geworden, aber er versteht nicht, *was* er tut. Der Schatzmeister muss es ihm sagen:

„Erinnre dich! hast selbst es unterschrieben; / Erst heute Nacht" (6066f.)

Die Ursachen der Geldwirtschaft mögen undurchschaubar sein; ihre Wirkungen sind offenkundig. Mit der Einführung des Papiergeldes tauchen von überall Waren auf und suchen Austausch. Das „heitre Fest" (5067) ist der Markt: „Nun sind wir alle neugeboren" (5076). Es tummeln sich Gärtnerinnen: „Laßt die reichen Körbe sehen" (5108). Alle sind bemüht, für ihre Waren Käufer zu finden. Das neu zugeflossene Geld ermöglicht dies. In der Bühnenanweisung nach Vers 5177 heißt es: „Unter

[15] Lohmeyer beruft sich auf Gerloff (1947, 201ff.) der sagt: „Geld ist eine Schöpfung des sozialen Handelns." Die Natur des Geldes als sozialen Schein habe ich mehrfach dargestellt. (Vgl. Brodbeck 2000; 2009a; 2011, 80ff.; 2012, Kapitel 3.2).

Wechselgesang, begleitet von Gitarren und Theorben, fahren beide Chöre fort, ihre Waren stufenweis in die Höhe zu schmücken und auszubieten.“) Und weiter unten: „Wechselseitige Versuche zu gewinnen, zu fangen, zu entgehen und festzuhalten“. Alles wird in den neuen Markt einbezogen. Auch das Wort. Deshalb treten nun Wortkünstler auf, ein Wortstreit der Poeten, Naturdichter, Hof- und Rittersänger. Durch das Papiergeld gelingt es problemlos, Bedürfnisse zu vermitteln. „Hier kein Markten, hier kein Handeln“ (5387), wie beim geldlosen Tausch. In dieser neuen Situation herrscht gleichwohl neue Unruhe, herrschen Furcht und Hoffnung: Hoffnung auf ein gelingendes Geschäft, Furcht vor dessen Scheitern. Die Klugheit, die Ratio versucht beide im Geist der Moderne zu binden:

> „Zwei der größten Menschenfeinde, / Furcht und Hoffnung, angekettet, / Halt ich ab von der Gemeinde; / Platz gemacht ihr seid gerettet.“ (5441ff.)

Auch im *Wilhelm Meister* schilderte Goethe einen ähnlichen Zusammenhang und verwies auf die große Bedeutung der Geldzirkulation:

> „Wirf einen Blick auf alle natürliche und künstliche Produkte aller Weltteile, siehe wie sie wechselsweise zur Notdurft geworden sind; welch eine angenehme geistreiche Sorgfalt ist es, was in dem Augenblick bald am meisten gesucht wird, bald fehlt, bald schwer zu haben ist, jedem der es verlangt, leicht und schnell zu schaffen, sich vorsichtig in Vorrat zu setzen, und den Vorteil jedes Augenblickes dieser großen Zirkulation zu genießen.“ (Goethe 1986, 109)

Diese neue Form der Vergesellschaftung der Menschen hat keine Fürsten und Kaiser, Könige und Päpste mehr *über sich* als Befehlsgeber ihrer Alltagshandlungen. Gleichwohl wird der Markt *regiert*, wenn auch von einer *unsichtbaren* Regierung. Der neue Herr des Marktes ist der abstrakte Reichtum: Plutus. Begleitet und eingeführt von einem Knaben, der unsichtbare Fäden zwischen den Menschen spannt. Er kann als die *invisible hand* verstanden werden, die das Marktgeschehen zusammen führt: „Doch er teilet nicht die Menge, / Nirgend seh ich ein Gedränge.“ (5515f.) Dieser neue Lenker der Geschicke ist von Plutus, damit dem Geldsystem nicht verschieden, sondern vielmehr dessen Prozess. „Plutus, des Reichtums Gott genannt: / Derselbe kommt in Prunk daher, / der hohe Kaiser wünscht ihn sehr.“ (5569-5571) Der Kaiser wünscht ihn, weil sich nun endlich wieder aus dem Markt Reichtum auch für die Prunkfeste des Hofes abschöpfen lässt. Das rasch erlöschende Flämmchen, das der Knabe auf alle Köpfe verteilt, ist die Wirkung des Geldwertes, der sich nur dadurch verwirklicht, dass er unaufhörlich zirkuliert. Deshalb sagt Plutus zum Knaben, zum Lenker des Marktprozesses: „Bist Geist von meinem Geiste. / Du handelst stets nach meinem Sinn, / Bist reicher, als ich selber bin.“ (5623ff.)

Allerdings kehren auch alte Übel wieder: Geiz und Hoffnung. Die Hoffnung auf das große Geschäft und der Geiz, der alles *festhalten* möchte, wo doch ein durch das Geld vermittelter Markt nur funktioniert, wenn Geld unaufhörlich *ausgegeben* wird. Der „Abgemagerte“ verkörpert die alte Gestalt der Ökonomie, verkündet das Prinzip des Merkantilismus: „Nur viel herein und nicht hinaus!“ (5652). Dieses *Prinzip* führte nicht zu Reichtum, sondern zur Abmagerung. Daher sagt Plutus: „Nun ist es Zeit, die Schätze zu entfesseln!“ (5709). Neben den sichtbaren Bändern der alten Ordnung – der Fürsten, Könige, Bischöfe usw. – tritt nun ein völlig neues Vergesell-

schaftungsprinzip auf, das *als diese Vergesellschaftung* unsichtbar bleibt. Als der neuen Ordnung „Unterpfand", sagt Plutus, „Zieh ich ein unsichtbares Band" (5762). Das Gold in den Händen von „Geiz" war nutzlos; er knetete es – will sagen, hatte ein libidinöses Verhältnis zum Gold. Die Weiber schreien, wenden sich von ihm ab, „wenn er die Sittlichkeit verletzt". Hier spielen offenkundig andere als nur ökonomische Motive herein, auf die sich eine psychoanalytische Deutung gerne stützt.

Faust als Plutus vertritt in seiner neuen Ordnung eine *liberale* Position; er will nicht von oben neu ordnen:

> „Wir müssen uns im hohen Sinne fassen / Und, was geschieht, getrost geschehen lassen" (5915f.).

In der alten Ordnung gelingt es dem Kaiser nicht, Reichtum zu schaffen auf administrativem Wege. Auch kann er nicht viel von seinen Untertanen abschöpfen, weil diese, gefesselt in alten Gewohnheiten, auch keinen Reichtum schaffen. Durch Zwang und Gewalt gelingt es nicht, eine Nation reich zu machen und damit auch die Ressourcen bereitzustellen, die der Kaiser sich wünscht. Deshalb verkündet nun Plutus:

> „Schrecken ist genug verbreitet, / Hülfe sei nun eingeleitet!" (5971f.)

Nun beginnt ein neuer Morgen („Morgensonne" im „Lustgarten"). Mephistopheles verweist den Kaiser auf das, was all dem neuen Prunk als Unterlage, als „Sicherheit" dienen soll: „die Erde hast du schon" (6030). Und Faust verweist auf Projekte, die durch den neuen Reichtum, geschaffen aus Papiergeld, möglich werden, die nur durch die Schranken der Kreativität begrenzt sind:

> „Das Übermaß der Schätze, das erstarrt / In deinen Landen tief im Boden harrt, / liegt ungenutzt. Der weiteste Gedanke / Ist solchen Reichtums kümmerlichste Schranke; / Die Phantasie in ihrem höchsten Flug / Sie strengt sich an und tut sich nie genug." (6111ff.)

Mephistopheles lobt diese wohltätige Wirkung des Papiergeldes, lenkt aber gleichzeitig von dieser produktiven Nutzung des neuen Geldes ab auf die Fortsetzung des bloßen verschwenderischen Konsums:

> „Ein solch Papier, an Gold und Perlen Statt, / Ist so bequem, man weiß doch, was man hat; / Man braucht nicht erst zu markten noch zu tauschen, / Kann sich nach Lust in Lieb und Wein berauschen." (6119ff.)

Da man das Papiergeld sogleich in Waren für Vergnügungen verwandeln kann, verstummen zunächst alle Kritiker. Schließlich gewöhnt man sich auch an die neue Geldform: „Man will nichts anders, ist daran gewöhnt." (6128) Und auch der Schatzmeister, nun seiner Schulden ledig, ist zufrieden und akzeptiert „den Zaubrer zum Kollegen".

Allerdings meldet auch der Kaiser Zweifel an, weil er vielleicht die Gefahr wittert, dass das neue Geld nur für alte Gewohnheiten, nicht für neue Projekte ausgegeben wird: „Ich hoffe Lust und Mut zu neuen Taten; / Doch wer euch kennt, der wird euch leicht erraten." (6151ff.) Hier kehrt nun *der alte Narr* zurück und sucht den neuen

Papierreichtum sofort in einer Anlage zu sichern, die keiner Gefahr ausgesetzt scheint und – als Vertreter der alten Zeit – auch die alte Sicherheit verkündet: „Heut abend wieg ich mich im Grundbesitz!“ (6171). Goethe fasst den Gedankengang des ersten Aktes gegenüber Eckermann am 27. Dezember 1827 wie folgt zusammen:

> „Sie erinnern sich, daß bei der Reichsversammlung das Ende vom Liede ist, daß es an Geld fehlt, welches Mephistopheles zu verschaffen verspricht. Dieser Gegenstand geht durch die Maskerade fort, wo Mephistopheles es anzustellen weiß, daß der Kaiser in der Maske des großen Pan ein Papier unterschreibt welches, dadurch zu Geldeswerth erhoben, tausendmal vervielfältigt und verbreitet wird. In dieser Scene nun wird die Angelegenheit vor dem Kaiser zur Sprache gebracht, der noch nicht weiß, was er gethan hat. Der Schatzmeister übergiebt die Banknoten und macht das Verhältniß deutlich. Der Kaiser, anfänglich erzürnt, dann bei näherer Einsicht in den Gewinn hoch erfreut, macht mit der neuen Papiergabe seiner Umgebung reichliche Geschenke und läßt im Abgehen noch einige tausend Kronen fallen, die der dicke Narr zusammenrafft und sogleich geht, um das Papier in Grundbesitz zu verwandeln.“ (Eckermann 2. Bd., 114)

Die Rückkehr zum Grundbesitz durch den *alten* Narren, den höfischen Träger der *alten* Weisheit, ist aber keine Lösung, wie überhaupt der Verweis auf die Schätze im Boden keine Lösung ist. Es ist gerade eine luziferische Einflüsterung, die mit dem Motiv des Besitzens spielt und als Lebenssinn verkündet. In den Paralipomena heißt es: „Und wenn das Leben allen Reiz verloren, / Ist der Besitz noch immer etwas wert.“ (Par 202). Der Geldwert wird nicht durch *vorhandenen* Reichtum gesichert, sondern nur durch neu zu gewinnenden. Es wird aber vielfach die Tat des Narren als Ausweis seiner Klugheit gedeutet.

> „Der Narr macht etwas sehr Vernünftiges. Er setzt dieses Papier, dessen Wertbeständigkeit zumindest unklar ist, sogleich in Immobilien um und kann dadurch wirklich den Wert realisieren.“(Böhme 2005, 189)

Der Narr haftet an der tradierten physiokratischen Vorstellung[16], dass Werte stets *materiell im Boden verkörpert* sein müssten. Ihm fehlt die Erkenntnis der neuen Geldtheorie, wie sie bei Adam Müller erkennbar wird; dazu später mehr. Wenn in der Gegenwart *fiat money* in Immobilien fließt, so „realisiert“ sich hier nichts, vielmehr handelt es sich häufig um ein rein spekulatives Scheingeschäft. Der nächste Immobilien-Crash kann es offenbaren. Nur wenn das Papiergeld einen endlosen innovativen Umwälzungsprozess einleitet und begleitet, kann es seine eigene grenzenlose Natur – die nur auf dem Vertrauen der Vielen in seine Schöpfung beruht – entfalten: „Zum Grenzenlosen grenzenlos Vertrauen.“ (6118) Die Papiergeldschöpfung ist – nicht nur faktisch, bei Banknoten, sondern auch im strengen Wortsinn von *credere* = Vertrauen – auch als Kredit zu interpretieren. Goethe definiert selbst den Kredit so: „Der Credit ist eine durch reale Leistungen erzeugte *Idee* der Zuverlässigkeit.“ Und: „Zum idealen Theile gehört der Credit, zum realen Besitzthum physische Macht pp.“ (Goethe 1976, §946f.)

[16] Johann Georg Schlosser (* 7. Dezember 1739 in Frankfurt am Main; † 17. Oktober 1799), ein Schwager Goethes, war in jungen Jahren wohl Physiokrat und diskutierte diese Thesen auch mit Goethe, wie er in der Widmung „an Goethe“ im Vorwort zu Schlosser (1794, 13ff.) schrieb. Offenbar wandte er sich später eher den Ideen von Adam Smith zu, der nicht mehr den Boden, sondern die Arbeit als Wertmaß betonte.

Das Geld an Physisches binden zu wollen, um so einen vermeintlichen „Wert“ zu sichern, verkennt das Wesen des Kredits und des modernen Papiergelds. Der Gedanke beruht auf der schon von Aristoteles im fünften Buche der Nikomachischen Ethik kritisierten Verwechselung von *physis* und *nomos* beim Geld. Die vermeintliche Sicherheit, die ein scheinbar greifbares Geld bietet, ist Illusion: Der Wert ist nie in einem physischen Ding verkörpert. Das zeigte sich auch schlicht empirisch. Währungssysteme, die überwiegend gemünztes Geld (Gold und Silber) verwandten, waren keineswegs stabiler als Papiergeldsysteme. Erstens hängt der Metallwert von den Produktions- und Lieferbedingungen für Edelmetalle ab. Zweitens entwerten sich Metallmünzen durch den Gebrauch.[17] Drittens aber – vor allem – unterlag gerade der Wert der Münzen vielfältigen politischen Einflüssen. Staaten in Finanznöten waren stets rasch bei der Hand, den Edelmetallgehalt zu senken und so Münzen zu entwerten.[18] Es war nicht zuletzt die Münzverschlechterung – nicht das Papiergeld –, die dem römischen Reich in seiner Endphase einen inneren Todesstoß versetzte (Vgl. Merkelbach 1992, 42ff). Viertens war es der gebräuchliche Bimetallismus, der vielfältige Krisen auslöste: Wird der Kurs fixiert, ergeben sich bei Preisänderungen vielfältige Spekulationsmöglichkeiten, schwankt er frei, so geht davon eine beständige Störung aus, weil keine klar definierte Rechnungseinheit besteht, und mit nur *einem* Metall (Gold) lässt sich ein umfangreicher Handel nicht abwickeln, zu schweigen von Kreditgeschäften. Fünftens schließlich nahmen gerade auch private Interessengruppen immer wieder Einfluss auf die Metallkurse, um Exporte zu fördern, sieht man weiter ab von Minenbesitzern, die Edelmetalle nur als Waren – mit denen man spekulieren kann – betrachteten, nicht als stabile Rechnungseinheit (vgl. Redish 2000, 245). Es ist also ein leerer Traum, dem Geld so etwas wie innere Stabilität verleihen zu wollen, sei es durch seine Warenform, sei es durch eine Bindung an vermeintlich „werthaltige“ Güter wie Grundstücke, Immobilien oder Rohstoffe.

Geld hat als Substanz nur das Vertrauen der Vielen, in welcher Form auch immer. Im Papiergeld tritt diese Eigenschaft nur ungeschminkt hervor. Gemessen an den Vorstellungen der klassischen Ökonomen war dies in Goethes Zeit ein *neuer* Geist. Im Faust II wird dieser neue Geist aber weder durch Mephistopheles verkörpert, der zur Verschwendung auffordert ohne Anstrengung und so gerade die Vertrauensbasis untergräbt – worin seine teuflische Versuchung liegt –, noch durch eine Rückkehr zur Herrschaft des Grundadels. Die vielfach herausgelesene „Inflation“, zu der die Papiergeldschöpfung geführt haben soll, findet in Goethes Text selbst kaum eine Stütze. Es gibt den Hinweis des Marschalks:

[17] Der relative Preis von Gold und Silber war keineswegs konstant und auch nicht einfach kontrollierbar. Zudem vollziehen Münzen auch eine natürliche Entwertung; „over decades in circulation, coins gradually wore down with use so that a coin of a given face value contained less silver and gold.“ (Redish 2000, 243)

[18] „More interesting are the factors that influences the State or monetary authority to change the value of the unit of account, particular to depreciate the currency by increasing the unit of account value of an ounce of gold or silver.“ (Ebenda, 244)

> „Unmöglich wär's, die Flüchtigen einzufassen; / Mit Blitzeswink zerstreute sich's im Lauf. / Die Wechslerbänke stehen sperrig auf: / Man honoriert daselbst ein jedes Blatt / Durch Gold und Silber, freilich mit Rabatt." (6086ff.)

Der Hinweis auf den „Rabatt" kann als Abschlag durch Preissteigerungen gedeutet werden. Weit mehr ist aber an eine Veränderung der *relativen Preise* zwischen den Waren, Gold und Silber zu denken, eine Frage, die Goethe immer wieder auch privat verfolgt hat und die in der Rezension der Übersetzung von Thorntons Buch durch Sartorius, von Goethe überarbeitend mitverfolgt, genauer die Rede ist. Ich komme darauf zurück. Ein Beleg, dass der erste Akt so etwas wie eine große Warnung vor den inflationären Wirkungen des Papiergeldes zu lesen sei, kann ich aus dem Text und den übrigen heranzuziehenden Äußerungen im Umkreis von Goethe nicht erkennen. Was sich entnehmen lässt, worauf Binswanger durchaus zu Recht hingewiesen hat, ist die Aufforderung nach einer *produktiven* Umsetzung der Schaffung von Papiergeld, allerdings auch die diesen Prozess notwendig begleitenden Krisen, keineswegs nur bestehend in einer Inflation. Dies allerdings wiederum als *allein bestimmendes* Motiv für den ganzen Faust II geltend machen zu wollen, würde an der Komplexität des Stoffes verbeisehen.

In einer inneren Einkehr der Ratio in ihre eigene Herkunft im dritten Akt (die Erinnerung an die Antike und der letztlich unfruchtbare Versuch, daraus eine neue Synthese zu zeugen – der Sohn von Faust und Helena stirbt) wird Faust zum *blinden* Mann der Tat, der schließlich *wirklich* erblindet. Nach all den Stürmen der Leidenschaften, der kühlen Rationalität der Geldlogik, der erneuten Leidenschaft, entflammt zu Helena und die Trauer über den Tod des Sohnes – all dies hat Faust geläutert, entleert.

> „Ich lernte diese Welt verachten, / Nun bin ich erst sie zu erobern wert." (Par 203)

Diese innere Leere entäußert sich als bloße Macht. Er vertraut nicht mehr auf die anonymen Marktkräfte, auf den Mummenschanz des Geldes – er *plant* und *administriert*.

> „Auf strenges Ordnen, raschen Fleiß / Erfolgt der allerschönste Preis; / Daß sich das größte Werk vollende, / Genügt *ein* Geist für tausend Hände." (11505ff.)

Auch diese letzte Tat scheitert und offenbart Goethes pessimistische Sicht der europäischen Zivilisation. Diese Sicht ist darin weniger prophetisch als durchaus dem damaligen Zeitgeist entsprechend. Auch andere seiner Zeitgenossen vertraten ähnliche Auffassungen. Unter „diesen Zeitgenossen waren Schriftsteller wie Blake, Wordsworth und der mit Goethe befreundete Carlyle. Immer wieder sind die Zerstörung der natürlichen Lebenswelt und die Instrumentalisierung des Menschen durch die moderne Wirtschaft und Technik ihr Thema." (Schmidt 2001, 269). Auch kann man Edmund Burke, auf den sich Sartorius bezog, hier hinzufügen; (vgl. Sartorius 1820, 14)[19]. Es offenbart sich im letzten Akt durch einen Krieg und einen Fortschritt, der über Leichen geht, die innere Wahrheit jener scheinbar hellen Ratio, die diesen Prozess einleitet.

[19] Burkes Tat war es, schreibt Sartorius, „sich dem Strome entgegen zu stemmen".

> „Zum Gewaltcharakter von Fortschritt und moderner Zivilisation tritt nun, am Ende, in pessimistischer Ironie auch das Illusionäre von Fortschritt und Fortschrittsglauben." (Schmidt 2001, 283).

Faust *nutzt* nun das Geld und den Markt – als *Instrument*. Er verwendet, was im Ökonomenjargon der Gegenwart „Anreizsystem" heißt:

> „Wie es auch möglich sei, / Arbeiter schaffe Meng' auf Menge, / Ermuntere durch Genuß und Strenge, / Bezahle, locke, presse bei!" (11554ff.)

Was im Faust hier anklingt, widerspricht wohl nicht Goethes eigener Auffassung. Zu Eckermann sagt er am 1. Mai 1825:

> „Es liegt einmal in der menschlichen Natur, daß sie leicht erschlafft, wenn persönliche Vorteile oder Nachteile sie nicht nötigen." (Eckermann 3. Bd., 65)

Goethe kennt aus seiner eigenen Arbeit allerdings die soziale Realität der Arbeitenden, er weiß um die Fehler von Regierenden. In den früheren Dichtungen Goethes – so ein häufiger Vorwurf – werde nur eine weltfremde Idylle gezeichnet:

> „Für das Bild, das man sich von dem politischen Goethe machen muß, ist die Diskrepanz zwischen seinem konkreten Wissensstand und der in seinen Dichtungen vorgeführten heilen sozialen Welt allerdings alles anderes als irrelevant." (Rothe 1998, 22)

Doch im Faust ist diese Idylle verschwunden, genauer gesagt, die idyllischen Szenen lösen sich alle auf, um am Ende einen mit Blindheit geschlagenen alten Mann in seinem Scheitern zu zeigen. Und in seiner letzten Täuschung, ein ewiges Werk vollbracht zu haben, verliert er zugleich seine Wette:

> „Denn alles muß in Nichts zerfallen, / Wenn es im Sein beharren will."[20]

Das klare Bewusstsein ist erblindet, die Tat vergeblich, die Moderne offenbart ihre dunkle Seite und wird zum Schicksal:

> „Zu grandioser Ironie gerät dieses Schicksal im Augenblick von Fausts Tod. Während er zur Beförderung der Kolonisationsarbeit einen ‚Graben' zu verlängern befiehlt, bemerkt Mephisto ‚halblaut' (V. 11557 f.)! ‚Man spricht, wie man mir Nachricht gab, / Von keinem Graben, doch vom Grab'. Nicht bloß um die einfache Tatsache geht es, daß Faust, ohne es zu ahnen, selbst begraben wird in dem Grab, das er in der Meinung schaufeln läßt, es handle sich um einen der weiteren Kultivierungsarbeit dienenden Graben. Seine Kultivierungsarbeit endet buchstäblich im Grab." (Schmidt 2001, 272)

Man kann nun das Schicksal von Faust nicht bruchlos mit Goethes eigenen Erwartungen und Vorstellungen gleichsetzen. Am ehesten lässt sich vielleicht seine Haltung mit der des Wanderers im Faust II identifizieren.[21] Dieser sehnt sich zurück zum goldenen Zeitalter der Vergangenheit, zu idyllischen Orten, die sich in vielen von Goethes Gedichten oder Dichtungen so glänzend geschildert finden – wohl wissend, dass diese Orte für immer Vergangenheit sind. Dorthin möchte der Wanderer heimkehren:

---

[20] „Eins und Alles", Goethe 1967, 1, 368f.

[21] Das Schicksal des Wanderers am Ende, der mit Philemon und Baucis zugrunde geht (verbrennt), ist für Goethe eine „lebensbegleitende Identifikationsfigur" (Jaeger 2005, 599); Jaeger bezieht sich auf die Auslegung von Schuchard (1936).

> „Ja, sie sinds, die dunkeln Linden / Dort in ihres Alters Kraft, / Und ich soll sie wiederfinden / Nach so langer Wanderschaft!“ (11043ff.)

Die Modernisierungswut Fausts, die in alten Linden nur Hindernisse für Straßen oder Material für Staudämme sieht, muss diese Idylle zerstören. Faust sucht auch ein „Goldenes Zeitalter“ – wohl jenes, das Saint-Simon vorschwebte und das „paradiesisch Land“ (11569) heißt. Doch dieses Goldene Zeitalter liegt in einer unerreichten und unerreichbaren Zukunft. Auf dem Weg, es dennoch herzustellen, liegt Zerstörung und schließlich Fausts Scheitern.[22] Saint-Simon schreibt:

> „Das Goldene Zeitalter des Menschengeschlechts, es ist nicht hinter uns, es steht uns bevor, es liegt in der Vervollkommnung der gesellschaftlichen Ordnung“. (Saint-Simon 1972, 173)

Saint-Simon sieht die alte Ordnung der Gesellschaft zerfallen; die Erfahrung der Französischen Revolution 1789-1799 und die Julirevolution von 1830 prägen die politischen Theorien des 19. Jahrhunderts. Er führt diese Revolution auf eine überholte Sozialstruktur zurück: „Mangelhafte Institutionen führen die Zerstörung jeder Gesellschaft herbei“ (ebenda, 169). Und als wäre Faust nicht nur bei Mephistopheles, sondern auch bei Saint-Simon in die Schule gegangen, sagt letzterer: „Der von mir dargelegte Organisationsplan ist der erste, der (…) die Eigenschaft hätte, neu und allgemein zu sein“ (ebenda, 171). Fausts „Auf strenges Ordnen, raschen Fleiß“ etc. klingt hier wie ein Echo. Die große Vision, die *Utopie* ist ein vorausleuchtender Entwurf bei den utopischen Sozialisten, die die „Anarchie des Marktes“ ablösen soll durch eine neue gesellschaftliche Ordnung, gehorchend dem Wort *eines* Mannes, einer Zentrale:

> „Die Nacht scheint tiefer tief hereinzudringen, / Allein im Innern leuchtet helles Licht; / Was ich gedacht, ich eil' es zu vollbringen; / Des Herren Wort, es gibt allein Gewicht. / Vom Lager auf, ihr Knechte! Mann für Mann! / Laßt glücklich schauen, was ich kühn ersann.“ (11500ff.)

Goethe scheint hier eine Tendenz zu ahnen, die später vom „wissenschaftlichen Sozialismus“ der Marx´schen Prägung als historisches Gesetz behauptet wurde. Die marxistisch orientierten Sozialisten kritisierten die utopischen Sozialisten wie Saint-Simon, weil sie unbegründete Entwürfe der Utopie aus „ihrem inneren Licht“ auf die Gesellschaft projizierten, weil sie eine abstrakte Idee in einer verschlungenen, gegenseitig vielfältig verschränkten sozialen Welt realisieren wollten. *Faktisch* hat sich dann aber der Kommunismus doch genauso realisiert: Als eine fremde Idee, die mit Gewalt der Gesellschaft aufgenötigt wurde. Die aufblitzende Gewalt im fünften Akt ist wie eine Vorahnung dieser Entwicklung: „Man hat Gewalt, so hat man Recht“, sagt der Teufel (11184).

Goethe hat hier bei Saint-Simon, dessen Texte er gründlich zur Kenntnis nahm, eben diese Tendenz erkannt. Goethe traf auch Hegel, der ihm gegenüber einmal

[22] Schuchard spricht von einer „kulturpessimistischen Stimmung Goethes“ (Schuchard 1936, 240).

die Dialektik „organisierten Widerspruchsgeist“[23] nannte. Bei Hegel findet sich mit Blick auf die Französische Revolution jene Denkfigur, die auch Goethe bewegt hat:

> „Abstraktionen in der Wirklichkeit geltend machen, heißt Wirklichkeit zerstören.“ (Hegel 1971, Bd. 20, 331)

Die eingangs zitierte Bemerkung gegenüber Eckermann, dass man seine Dichtung nicht auf eine abstrakte Idee reduzieren könne, findet hier ein gleichsam gesellschaftlich gewendetes Echo. Ein ähnlicher Gedanke steht in den *Maximen und Reflexionen*:

> „Allgemeine Begriffe und große Dünkel sind immer auf dem Wege, entsetzliches Unheil anzurichten.“ (Goethe 1976, §471)

Goethe hat sich über Saint-Simon mehrfach geäußert. Am 6. März 1830 erzählt er Eckermann, dass er dessen Memoiren lese; (vgl. Eckermann 3.Bd., 212).[24] Und im Brief an Zelter vom 28. Juni 1830 wird er sehr deutlich und formuliert darin zugleich seine Kritik an einem Menschenbild, das auch im Faust erkennbar ist. Zu den Saint-Simonisten sagt er:

> „Die Narren bilden sich ein, die Vorsehung verständig spielen zu wollen, und versichern, jeder solle nach seinem Verdienst belohnt werden, wenn er sich mit Leib und Seele, Haut und Haar an sie anschließt und sich mit ihnen vereinigt. (…) Wer unterstünde sich, den Wert der Zufälligkeiten, der Anstöße, der Nachklänge zu bestimmen! wer getraute sich, die Wahlverwandtschaften zu würdigen! Genug wer sich untersteht zu schätzen, was der Mensch ist, der müßte in Anschlag bringen, was er war und wie er´s geworden ist. Solche allgemeine Unverschämtheiten haben wir gar oft schon erlebt, sie kehren immer zurück und müssen geduldet werden.“ (Hecker 1918, 435f.)

Eben solch ein Weg, der das Schicksal des Menschen, „was er war und wie er´s geworden ist“, beschreibt, lässt sich im Leben Fausts erkennen. Dass Goethe hierbei durchaus Grundzüge des künftigen europäischen Schicksals ahnte, erweist seinen historischen Weitblick. Es ist eben nicht nur ein *ökonomischer* Blick; die Wirtschaft ist ein wesentliches Moment, treibt aber stets zu politischen und sozialen Konsequenzen, die eine historische Ökonomik zu erfassen hätte. Die Wirtschaftswissenschaften der Gegenwart sind von solcher Erkenntnis meilenweit entfernt. Insofern lässt sich gerade der Faust II auch als eine Kritik eines Irrwegs der Wirtschaftswissenschaften lesen, der erst 200 Jahre nach seiner Niederschrift wirklich erkennbar ist. Die Wirkungen des Geldes, näherhin des *Papiergeldes* spielen in diesem Drama zweifellos eine wichtige Rolle. Und auch diese Rolle wird erst durch die jüngste europäische Entwicklung wirklich erkennbar. Goethe liefert im Faust II aber keine Antworten oder gar wirtschaftspolitische Modelle. Dies zu vermuten, wäre unangemessen. Solche Antworten findet man aber in den Schriften, die auch Goethe schon bekannt waren und für seine Dichtung wohl als Hintergrundfolie dienten.

---

[23] „…der geregelte, methodisch ausgebildete Widerspruchsgeist, der jedem Menschen inwohnt, und welche Gabe sich groß erweist in Unterscheidung des Wahren und Falschen.“ (Eckermann 3. Bd., 157)

[24] Vgl. auch Eckermann (3. Bd, §541): „Jede große Idee, sobald sie in die Erscheinung tritt, wirkt tyrannisch“. (Ebenda)

Einigen dieser Texte gehe ich anschließend genauer nach, doch nicht ohne zuvor kurz die historische Entwicklung des Papiergeldes skizziert zu haben.

4 Skizze der Geschichte des Papiergeldes

Papiergeld ist eine *abgeleitete* Geldform. Es setzt die Kenntnis, Erfahrung, die Rechentechnik und die Vergesellschaftung über andere Geldformen je schon voraus. Es ist diese Rückbindung an andere Geldformen und deren Interpretation oder auch deren *Identifikation*, die geldpolitische Fragen bis in die Gegenwart bestimmt. Man unterscheidet in der Tradition zwei Typen von Papiergeld: Privat emittierte Papiere von Banken („Banknoten“) und Staatspapiere, teilweise als Schuldverschreibungen mit einer zeitlich befristeten Rückzahlgarantie (die allerdings auch variabel gehandhabt werden kann).[25]

Als besondere Geldform ist das Papiergeld eine chinesische Erfindung. Bereits 118 v.u.Z. gab es eine kurzlebige Form von *Ledergeld*. Lange Jahre blieb diese Geldform als Vorläufer des Papiers vergessen. Wann genau die ersten Banknoten auftraten, ist umstritten. Die chinesische Stadt Chengdu gilt als erste, in der Banknoten während der nördlichen Song Dynastie (420-479) verwendet wurden. In größerem Umfang tauchte Papiergeld während der Regierungszeit von Hien Tsung (806-821) auf. Es diente vermutlich dazu, eine akute Knappheit an Kupfergeld zu substituieren. Auch private Notenemission kam hinzu und führte zu einem inflationären Druck auf staatliche Noten. Im Jahre 1032 gab es rund 16 private Bankhäuser zur Emission von Banknoten, die jedoch alle Pleite gingen und vom Staat aufgelöst wurden, während sich gleichzeitig die staatliche Notenausgabe vermehrte – alte Noten wurden weitgehend wertlos (vgl. Davies 2002, 181ff.). Dieser kleine Blick in die chinesische Geldgeschichte verdeutlicht bereits zentrale Fragen der Papiergeldpolitik: Das Verhältnis zum gemünzten Geld, die Frage nach dem Recht der Emission von Banknoten, dem Verhältnis von *Bank*noten und staatlichem Papiergeld, der Gefahr einer zu großen Papiergeldvermehrung und Inflation sowie die vorausgehenden oder begleitenden Pleiten von Banken.

In Europa spielte Papiergeld ab dem 17. Jahrhundert eine Rolle. Die holländischen Silbermünzen hatten bereits einen sehr niedrigen Gehalt, funktionierten aber problemlos im Inland; für den Auslandsverkehr gab es die Handelsmünzen mit hohem Edelmetallgehalt, und sie wurden weltweit akzeptiert. Galt der florentinische Florin und die Dukaten aus Venedig als Währung des Mittelalters, so wurde die holländische Währung sozusagen der Dollar des 17. Jahrhunderts (vgl. Davies 2002, 550f.). Basierend auf dem Vertrauen in diese viel gebrauchten Münzen konnte die Bank

[25] „Sind diese mannichfachen Fälle auch in Hinsicht auf Manche Folgen allerdings zu unterscheiden; so hindern sie doch denselben Gebrauch des Papiers als Geld alle nicht. Es mögen also die Banknoten bey den allgemeinen Erörterungen über das Papiergeld immer mit innbegriffen bleiben. Neben ihnen sind dann als die zweyte Art des Papiergeldes andre Schuldscheine und zwar vor allem der Regierungen selbst anzusehen. Sie können von diesen ausgegeben werden entweder bey Zahlungen, so daß die Regierung dabey statt Metallgeldes künftig zu realisirende Zettel ausgiebt; oder auch gegen wirklich dafür zu erhebendes Metallgeld.“ (Hufeland 1813, 200)

von Amsterdam 1609 Papiernoten einführen, um den Handel zu vereinfachen. Die Bank war darin sehr erfolgreich, und Adam Smith hat diesen Erfolg ausdrücklich in seinem Hauptwerk gewürdigt. Smith betonte die Möglichkeit, bei einer strengen Kontrolle der Notenausgabe ein Agio zu erzielen, nannte diesen Gewinn aber „chimerical". (Smith 1976. Bd. 1, 328; vgl. Davies ebenda, 479)

Das Papiergeldexperiment von John Law in Frankreich (1719-1720) wird oftmals ungenügend interpretiert; Goethe dürfte es aus den Schriften von Büsch gekannt haben.[26]

> „Als Law seine Bank nach seinem gewiß guten Plan, wenn er nicht gestört worden wäre, errichtet und in Ordnung gebracht hatte, verwandelte er zwei tausend Millionen Livres damalige Währung in ein Papiergeld, womit die Bank alle Schulden des Königs, dessen einzige Gläubigerin sie nun ward, durchs ganze Reich bezahlte." (Büsch 1800, 690)

Da aber „die Krone auch die Zinsen schuldig blieb" und keine Rückzahlung der Schulden erfolgte, „stockte die Circulation" (ebenda, 691) und mit einer Papiergeldschwemme trat die Krise ein. Laws System spielte aber keine vordringliche Rolle mehr in den Diskussionen der Goethe-Zeit. Hier waren es einerseits die Erfahrungen der Bank of England, die 1708 faktisch ein Monopol auf die Notenausgabe erhalten hatte. Diese englische Währung blieb lange Zeit weitgehend stabil. Die Assignaten zur Reduktion der Staatsschulden, die nach der Französischen Revolution ausgegeben wurden, überdeckten dagegen wohl unmittelbar diese Erfahrung im zeitgenössischen Bewusstsein der Diskussion um das Papiergeld um 1800. Das Ancien Régime hatte den Revolutionären etwa 5 Mrd. lt. Schulden hinterlassen; (vgl. North 1994, 135)[27]. Die Assignaten waren zunächst ein gültiger staatlicher Schuldschein mit Rückzahlungsversprechen, das aber später nicht eingelöst wurde, also ein inflationäres Mittel, sich von diesen Schulden zu befreien.

> „Denn wenn auch die ersten Assignaten enthielten, daß sie auf Sicht bey der *caisse de l´extraordinaire* zahlbar seyen; so wurden sie doch dort nicht gezahlt. Darum bemerkte man es auch kaum, als jenes Versprechen, auf Sicht zu zahlen, in den späteren Assignaten fehlte. Die Annahme beym Kauf der Nationalgüter aber konnte ihnen einen bestimmten Werth weder geben noch erhalten, weil der Nennwerth der Güter sich in demselben Verhältniß mehrte als die Assignaten sanken." (Hufeland 1815a, 201f.)

Der Schuldenberg war besonders angewachsen, als Frankreich 1793 England den Krieg erklärte. Das führte auch in England zu einem Zusammenbruch vor allem der kleinen Country Banks, die bis dahin durchaus florierten und den Londoner Geldmarkt mit Noten versorgt hatten. Durch vermehrte Wechseldiskontierung und Noteneinlösung versuchte die Bank of England die Situation zu entschärfen. Die Furcht vor einer Invasion Frankreichs führte jedoch 1797 zu einem Run auf Bargeld. Die Bank wurde von ihrer Einlösungspflicht entbunden; dennoch kam es zu einer rapiden Verknappung des Münzgeldes; „manche vergruben hastig ihr Bargeld". (North 1994, 135)

---

[26] Büsch äußert sich über Law differenziert mit Hinweis auf Steuart; (vgl. Büsch 1808, 336).

[27] *Livre tournois* (lt.), „Pfund" ist die Rechnungseinheit in Frankreich für Silber. Ursprünglich gab es auch noch einen südlichen Livre (*Livre parisis*) mit höherem Gewichtsanteil, der jedoch schon zur Zeit Ludwigs XIV verschwunden war.

Dieses Motiv „vergrabener Schätze“ taucht in dieser Zeit auch in Preußen noch in einem ganz anderen Zusammenhang auf, auf den Roscher hinweist:

> „In der großen französischen Finanznoth von 1771 meint Friedrich der Große, ein Wort genügt, um den ganzen frühern Reichthum an Baargeld zurückzuzaubern, das Wort *crédit rétabli*, welcher die vergrabenen Schätze wieder hervorlocken würde.“ (Roscher 1874, 394)

Aus beiden Erfahrungen kann man die Vermutung ableiten, dass frühere Finanzkrisen zum Vergraben von Münzschätzen geführt hatten, die durch geeignete Mittel wieder aktiviert werden können. In einer Situation der Staatsverschuldung liegt deshalb der Gedanke nahe, diese Schätze zu heben: „Nun ist es Zeit, die Schätze zu entfesseln!“ (5709)

> „Wo Menschenfluten Land und Volk ersäuften, / Wie der und der, so sehr es ihn erschreckte, / Sein Liebstes da- und dortwohin versteckte. / So war's von je in mächtiger Römer Zeit, / Und so fortan, bis gestern, ja bis heut. / Das alles liegt im Boden still begraben, / Der Boden ist des Kaisers, der soll's haben.“ (4931ff.)

Es waren die Papiergeldfluten der Assignaten, aber auch die mildere Inflation in Österreich, die eine Hintergrundfolie für diesen Gedanken lieferten und in der Lebenszeit von Goethe die Erfahrungen mit dem Papiergeld prägten. Gleichwohl kamen in der damaligen Diskussion auch einige neue Fragen hinzu. Im Gespräch mit Eckermann vom 3. Dezember 1824 sagt Goethe:

> „Wir haben Gold-, Silber- und Papiergeld, und jedes hat seinen Werth und seinen Kurs, aber um jedes zu würdigen, muß man den Kurs kennen.“ (Eckermann 1. Bd., 128)

Eine zweite Bemerkung ergänzt diese Beobachtung. Am 29. April 1929 schreibt Goethe an seinen Sohn August aus Carlsbad:

> „In Marienbad ein abhängiger, großer Wiesenraum, mit den anständigsten Gebäuden stufenweise umgeben. Das Zufällige, was bey solchen Anlagen sich immer vorfindet und eintritt, war schnell genug durch eingreifende obere Leitung geregelt; der Plan, den man mir vorzeigte, ist, nach den besondern, wirklich wunderlichen Umständen, untadelhaft; man sieht die Angestellten sind gewohnt in's Große zu arbeiten. Das Ganze sieht aus als hätte Dido soeben ihre Riemen um den Raum geschlagen und nun ginge das Bauen los. Seit drey Jahren ist es erst recht Ernst, in den nächsten dreyen wird man Wunder sehen. Das Wunder aber wird dadurch bewirkt, daß das Haus, im ersten Jahre, wo es kaum fertig dasteht, schon zehn Procent einträgt. Dadurch werden nicht allein die Umwohner, sondern auch Fremde angelockt, und mancher, vermuth ich, um sein unsicheres Papiergeld zu fixiren.“ (Goethe WA Bd. 33, 2)

Diese zweite Bemerkung dreht sich um das grundlegende Problem der *Absicherung* des Wertes von Papiergeld, dem man misstraute. Dieser Gedanke, dass man versucht, Papiergeld schnell in andere Werte zu verwandeln, kehrt ebenfalls im Faust wieder, nach der Rückkehr des alten Narren an den Königshof, der erstaunt die wundersame Geldvermehrung beobachtete: „Heut abend wieg ich mich im Grundbesitz!“ (6171) Diese „Flucht in die Sachwerte“, die Furcht vor Inflation war zweifellos ein wichtiges Motiv in der Diskussion um das Papiergeld. Doch ist der Zusammenhang keineswegs so einfach, wie dies gewöhnlich interpretiert wird – in einer Art „Quantitätstheorie des gesunden Menschenverstandes“, die da lautet: Wer viel Papiergeld druckt, erzeugt Inflation. Goethes Standpunkt ist hier differenzierter

und baut auf eigene Erfahrung. Er interessierte sich „neben den allgemeinen kommerziellen und sozialen Auswirkungen natürlich auch (für) dessen Bedeutung für die eigenen Ausgaben und Kaufwünsche." (Körner und Sielaff 2002, 177) Sein Briefwechsel dokumentiert die Preisentwicklung der Papiergulden gegenüber den Silbergulden teilweise sehr genau.

> „Goethe konstatierte also gelegentlich ein Zurückbleiben der Preisforderungen hinter dem Wertverfall des Papiergeldes und den daraus entstehenden Nutzen, eine Art Differentialgewinn bzw. einen größeren Wert für Waren und Dienstleistungen verfügbaren Kauffonds, also einen durch den Wechselkurseffekt hervorgerufenen Kaufkraftgewinn." (Ebenda)

Es geht hier also nicht abstrakt um „Inflation", sondern um *relative* Preisbewegungen zwischen verschiedenen Geld- oder Edelmetallformen. Goethe hat diese Bewegungen teilweise getreulich notiert. Er greift hier noch einen weiteren Aspekt auf, der in der theoretischen Diskussion eine wichtige Rolle spielen sollte: Das Abfließen von Edelmetallmünzen ins Ausland oder deren Zufluss und die Wirkung auf den Papiergeldkurs – Papiergeld, das gewöhnlich nur im Inland gehandelt wurde. Diesen Zusammenhang kannte Goethe auch aus den Schriften des Grafen von Buquoy, auf die ich noch genauer eingehen werde. Auch hatte Goethe in dem oben zitierten Brief an seinen Sohn die Bedeutung der *Rendite*, der Verzinsung der Anlageformen in den Blick genommen, ein Punkt, der keineswegs bei allen – damals zeitgenössischen – Theoretikern im Vordergrund stand. Ich greife diese Fragen bei der Betrachtung der damals zeitgenössischen Ökonomen und vor allem in der Rezeption der Theorie von Thornton durch Sartorius, die Goethe interessierte begleitet hatte, nochmals auf.

5 Theorien über das Geld im Umkreis von Goethe

Um eine Vorstellung von dem zu bekommen, inwieweit Goethe mit geldtheoretischen Fragen in Berührung gekommen ist, wird es notwendig, einen etwas gründlicheren Blick auf die Diskussion zu werfen, die in seinem Umkreis unter Ökonomen geführt wurde. Hierbei greife ich vor allem auf die deutsche Rezeption von *Adam Smith*, darunter auf *Georg Friedrich Sartorius*[28], *Heinrich Büsch*[29], *Georg Franz August Graf von Buquoy*[30], *Gottlieb Hufeland*[31], *August Ferdinand Lueder*[32] und *Henry Thorn-*

[28] Georg Friedrich Sartorius, 1827 erblicher bayerischer Adel Freiherr von Waltershausen (* 25. August 1765 in Kassel; † 24. August 1828 in Göttingen).

[29] * 3. Januar 1728 in Altenmedingen bei Lüneburg; † 5. August 1800 in Hamburg. Büsch war Freimaurer und vermutlich auch ein „Illuminat", wenigstens nach Auskunft von *Wikipedia*.

[30] Georg Franz August de Longueval, Baron von Vaux, Graf von Buquoy (*Jiří Buquoy*) * 7. September 1781, Brüssel; † 19. April 1851, Prag.

[31] * 29. Oktober 1760, Danzig; † 25. Februar 1817, Halle/Saale.

[32] * Oktober 1760, Bielefeld; † 27. Februar 1819, Jena.

ton[33] zurück, aber auch außerhalb der Smith-Rezeption auf die Theorie von *Adam Müller*[34].

Bei diesen Autoren lassen sich jeweils Motive finden, die man in Goethes Faust-Dichtung als – wenn auch vielfach nur schwache – Spuren wiedererkennen kann. Ich klammere eine genauere Analyse der Theorie von *John Law* allerdings aus, die oftmals mit der Papiergeldszene im Faust II in Verbindung gebracht wird[35] – einfach deshalb, weil diese Theorie keine zentrale und jedenfalls unmittelbar in Goethes Umfeld vordergründige Rolle mehr spielte. Tatsächlich ist Laws Theorie sehr viel differenzierter als gewöhnlich geglaubt wird: Er betont den Zusammenhang zwischen Kreditzinsen und Geldmenge, die Leichtigkeit der Papiergeldverwendung (durchaus auch ein Motiv im Faust) und das Verhältnis zum Münzgeld, besonders zum Silber (vgl. Law 1992). Allerdings kehren diese Motive bei späteren Schriftstellern wieder; ich werde in deren Kontext darauf eingehen. Erwähnenswert ist noch für den historischen und empirischen Hintergrund der industriellen Revolution in Goethes Gesichtskreis *Gustav von Gülich*.[36] Anklänge zu dieser Entwicklung finden sich vor allem im fünften Akt von Faust II. Auch stammen daher vermutlich einige sozialpolitische Motive in Goethes politischer Tätigkeit. (Körner und Sielaff 2002, 169f.)

> „Bei Gustav von Gülich fand Goethe 1830 die Forderung nach einer Beschränkung der Maschinenanwendung auf die Fälle, wo durch sie menschliche Arbeitskraft unterstützt werde. Unterbinden müsse der Staat jenen Maschineneinsatz, der menschliche Kräfte lähme und durch verminderte Beschäftigung den Arbeitserwerb schmälere." (Ebenda, 170)[37]

5.1 Sartorius und der lange Schatten von Adam Smith

Der zentrale Stichwortgeber für die ökonomische Diskussion im Kreis um Goethe etwa um die Jahrhundertwende 1800 war zweifellos Adam Smith. Allerdings setzte sich Smith keineswegs sofort in der akademischen Welt durch; Goethe erweist sich in Differenz zum universitären Wissen hier durchaus als freier Geist an vorderster Front der damaligen Diskussion.

> „Blickt man in die in dieser Zeit erschienene deutsche nationalökonomische Literatur, so findet man Smith allenfalls am Rande erwähnt; die überwiegende Mehrheit der staatswissenschaftlich-juristisch-philosophischen Gelehrten bewegt sich noch ganz in den Vorstellungen der alten kameralistischen Schule und setzt sich allenfalls mit physiokratischem Gedankengut auseinander." (Winkel 1977, 8)

---

[33] * 10. März 1760, London; † 16. Januar 1815, London.

[34] * 30. Juni 1779 in Berlin; † 17. Januar 1829 in Wien.

[35] Vgl. „Die Papiergeldschöpfung in Faust II/1 wird auf die Ereignisse um John Law bezogen, in Frage kommen dafür aber auch der Verfall der französischen Assignaten 1790-1797 und der der österreichischen Papierwährung um 1811." (Huber 2012).

[36] * 1. Juni 1791 in Osnabrück; † 4. August 1847 in Linden. Vgl. Gülich (1827); Gülich (1830-1845). Goethe kannte davon Band 1 und 2.: „Fing nachher an Gustav von Gülich geschichtliche Darstellung des Handels [...] Ich rühmte [Meyer gegenüber] Gustav von Gülich, Geschichte des Handels pp., theilte daraus manches mit." Goethes Tagebuch, 16. und 17. 6. 1830; zitiert nach Huber 2012.

[37] Weitere Überlegungen lassen sich bei Georg F. Sartorius finden.

Der Liberalismus von Smith hatte erst wenige Anhänger gefunden: „(D)er mit Recht gerühmte, aber wenig befolgte Smith"; so bezeichnete ihn Hufeland (1815a, IX). Die Übersetzung des Smith´schen Werkes ins Deutsche (1794 bereits in 4. Auflage) fand wenig Anklang, und Sartorius musste die Wiemann´sche Buchhandlung, die über zu geringen Absatz klagte, in einer Rezension trösten: „Smith bleibt kein Ladenhüter, denn die Vernunft behält am Ende ihr Recht" (Roscher 1874, 601). Goethe hat bereits frühzeitig liberale Positionen vertreten. Zu Eckermann sagt er am 3. Februar 1830:

> „Dumont ist eben ein gemäßigter Liberaler, wie es alle vernünftigen Leute sind und sein sollen, und wie ich selber es bin und in welchem Sinne zu wirken ich während eines langen Lebens mich bemüht habe." (Goethe: Gespr. Bd. 7, 200)

Er definiert aber den Liberalismus durchaus auf sehr eigene Weise, wenn er weiter sagt, er sei

> „bemüht, durch ein kluges Vorschreiten die öffentlichen Gebrechen nach und nach zu verdrängen, ohne durch gewaltsame Maßregeln zugleich oft ebenso viel Gutes mit zu verderben." (Eckermann 3. Bd., 203)[38]

Smith kannte Goethe vermutlich vorwiegend aus den Darlegungen bei Büsch und durch die sich eng an den originalen Wortlaut anlehnende Zusammenfassung von Sartorius (vgl. Sartorius 1796)[39]; „Goethe lag damit also tatsächlich eine weitgehend wortgetreue Kurzfassung des Smith´schen Hauptwerkes vor" (Körner und Sielaff 2002, 168). Sartorius verstand sich als treuer Schüler des schottischen Meisters:

> „Der Verfasser (sc. Sartorius) hält sich überzeugt, daß Smith die Wahrheit gefunden habe, und er achtete es seine Pflicht, zur Verbreitung derselben beyzutragen." (Sartorius 1796, iv)

Es gab für Sartorius einen Kernsatz der Smith'schen Philosophie:

> „Dieser letzte und einzige Grundsatz besteht nun: In der vollkommensten Freyheit für alle, ihr Kapital und ihren Fleiß auf die ihnen vortheilhafteste Weise anzuwenden. Dieß ergibt sich aus der Kenntnis von den Elementen des Nationalwohlstandes." (Sartorius 1796, 92)

Adam Smith gab die merkantilistische Vorstellung, dass nur Geld- bzw. Goldwerte den Reichtum der Nationen ausmachen, völlig auf. Er folgt darin durchaus den Physiokraten, die ihm in diesem Gedanken vorausgingen. Aller Wert löst sich für Adam Smith auf in wirkliche Produkte, die letztlich durch menschliche Arbeit geschaffen werden. Werte lassen sich in Arbeitswerten ausdrücken, und Arbeitswerte sind der Maßstab für alle anderen Güter. Smith spricht hier – anders als Ricardo und Marx – von *commanded labour*. Gemeint ist damit die Arbeitsmenge, die beim Verkauf eines Produkts *indirekt* eingekauft („kommandiert") werden kann. Werte müssen *verkörpert* sein. Die schottische Schule wie überhaupt die englische Klassik der Öko-

[38] 3. Februar 1830

[39] Dieses Buch erschien 1806 in zweiter Auflage unter dem veränderten Titel „Von den Elementen des National-Reichthums, und von der Staatswirthschaft, nach Adam Smith".

nomik spricht stets von *Waren*[40], die durch zwei Werte, Gebrauchswert und Tauschwert zu charakterisieren seien. Smith unterscheidet produktive von unproduktiver Arbeit. Was sich nicht verkörpert, ist Produkt *unproduktiver* Arbeit, kann folglich keinen Wert haben und ist flüchtig, wie die Dienstleistung eines Schauspielers, aber auch eines Lehrers. Das Geld, das die Zirkulation der Waren erleichtert, kann nur dann Wert *messen*, wenn es selbst Wert *besitzt*, also letztlich auch eine Ware ist. Und diese besondere Ware ist das Gold bzw. das Silber. Der Kurswert beider beschäftigt Adam Smith, ist aber für die Papiergelddiskussion in Goethes Umfeld nicht mehr eine vordringliche Frage.[41] Da nur materielle Geldwaren Wert verkörpern, bleibt die in einem Land zirkulierende Menge an Gold- und Silbermünzen auch das Referenzmaß der Papiergeldmenge:

> „The whole paper money of every kind which can easily circulate in any country never can exceed the value of the gold and silver, of which it supplies the place, or which (the commerce being supposed the same) would circulate there, if there was no paper money." (Smith 1976 Bd. 1, 300)

Die hier zugrunde liegende Vorstellung sieht also den Wert des Geldes verkörpert in den umlaufenden Metallstücken. Das Papiergeld darf von diesem Wert nominell nicht abweichen. Erreicht wird dies durch ein unbeschränktes Eintauschrecht bei allen Banknoten, das andererseits die Banken zwingt, ihre Papiergeldausgabe nicht übermäßig auszudehnen. Deshalb haben viele Autoren die „Zettelbanken" günstiger beurteilt als Staatspapiere: Staaten oder Fürsten können immer versucht sein, ihre Schulden ohne sofort einlösbare Papiere durch die Notenpresse zu reduzieren. Smith glaubte bezüglich der Banknoten eher an die heilsamen Wirkungen des Eigennutzes:

> „Had every particular banking company always understood and attended to its own particular interest, the circulation never could have been overstocked with paper money. But every particular banking company has not always understood or attended to its own particular interest, and the circulation has frequently been overstocked with paper money." (Smith 1976. Bd. 1, 302)

Allerdings hat Adam Smith durchaus noch einen anderen Aspekt der Papiergeldverwendung betont: dessen belebende Wirkung auf die Wirtschaft. Anders als viele seiner vermeintlichen Nachfolger betrachtet Smith die „Realwirtschaft" nicht als völlig getrennt von der Geldökonomie. Dieser unter dem Stichwort „klassische Di-

---

[40] Hufeland setzt an den Anfang seiner Erörterung der Grundbegriffe nicht Waren, sondern *Güter;* (Vgl. Hufeland 1815a, 15): „Der einzige Gegenstand der Staatswirthschaft ist, wie der Gegenstand der Wirthschaft, in Gütern zu setzen. Der Begriff des *Gutes*, und kein anderer (…) ist der einfachste Grundbegriff der ganzen Lehre von der Staatswirthschaft." Und: „Alle Güter sind nur Güter vermöge der Vorstellung, die Menschen (einer oder mehrere) sich davon machen." (Ebenda, 17). Konsequent kritisiert deshalb Hufeland die Smith´sche Arbeitswertlehre mit durchaus erwägenswerten Gründen; (vgl. Ebenda, 122ff.) Hufeland bringt es aber fertig, über *den* Markt zu sprechen, ohne auch nur das Geld zu erwähnen – damit eine unheilvolle Linie der modernen Ökonomik vorwegnehmend; (vgl. ebenda, 90ff.) Erst im *zweiten* Band seiner Grundlegung führt er dann das Geld ein und spricht auch über das Papiergeld; (vgl. Hufeland 1815b, 218ff.) Diese Zweiteilung hat sich bis in die Ökonomik der Gegenwart erhalten: In der Lehre folgt einer Mikroökonomik ohne Geld eine Makroökonomik, worin Geld ad hoc eingeführt wird. Insofern kann Hufeland als „Klassiker" der modernen Lehrbuchform gelten – mit all den Mängeln dieser Theorie.

[41] Vgl. hierzu Redish 2000, 245.

chotomie“ umlaufende Gedanke lässt sich bei Smith keineswegs bruchlos finden. Erst die später völlig mechanisch interpretierte Wirtschaft – eine Analysemethode, die zweifellos Smith mit vorbereitet hat – verfiel auf die Vorstellung, die Smith´s Freund David Hume in den Gedanken übersetzte, dass das Geld kein Bestandteil der Wirtschaftsmaschine sei, sondern deren Öl, also nur den leichteren Lauf der Zahnräder ermögliche.[42] Smith sieht auch die Kostenersparnis der Papiergeldverwendung – den „leichteren Lauf“ –, betont aber noch mehr:

> „The substitution of paper in the room of gold and silver money, replaces a very expensive instrument of commerce with one much less costly, and sometimes equally convenient, a Circulation comes to be *carried on by a new wheel*, which it costs less both to erect and to maintain than the old one. But in what manner this operation is performed, and in what manner it tends to increase either the gross or the neat revenue of the society, is not altogether so obvious, and may therefore require some further explication.” (Smith 1976. Bd. 1, 292; meine Hervorhebung; KHB)

Um in dieser Metapher weiter zu sprechen: Anders als Hume, der im Geld nur das Öl in der Maschine erblickte, sah Smith durchaus im Geld ein neues *Rad* in dieser Maschine. Das Papiergeld kann nach Smith sogar das – in heutiger Diktion – Bruttoinlandsprodukt erhöhen. Alles hängt von der *Verwendung* dieses neuen „Rads” in der Wirtschaftsmaschine ab. Allerdings war Smith in diesem Punkt keineswegs wirklich systematisch und widerspruchsfrei. An anderer Stelle sagt er:

> „The commerce and industry of the country, however, it must be acknowledged, though they may be somewhat augmented, cannot be altogether so secure, when they are thus, as it were, suspended upon the Daedalian wings of paper money, as when they travel about upon the solid ground of gold and silver.” (Smith 1976. Bd. 1, 321)

Exakt dieser Zwiespalt – Besitzt Papiergeld nur eine nominale Wirkung oder besitzt es auch belebende, innovative Effekte? – spiegelt sich auch im ersten Akt von Faust II. Die häufige Interpretation, Goethe habe auf die inflationären Wirkungen des Papiergeldes hinweisen wollen, lässt sich jedenfalls aus dem Text so nicht entnehmen. Smith selbst schwankte, übrigens auch sein Freund Hume, der in seinen *Essays* im Abschnitt über das Geld das Papiergeld eher skeptisch war, im Essay über den Außenhandel dagegen eher dessen belebende Wirkung betonte.

Sartorius, damit auch Goethes Hauptquelle, hat in seiner Smith-Interpretation allerdings einen eher rein mechanistischen Standpunkt vertreten. Es geht hier im Kern um folgende Beobachtung: Die Erfahrung der Projektemacher des 17. und 18. Jahrhunderts, die auch Goethe geläufig war, zeigt tatsächlich viele *gescheiterte* Unternehmungen. Sartorius deutet dies als generellen Nachteil und bloßen Kostenfaktor:

> „Wie der Verschwender den Nationalreichthum vermindert, so vermindert ihn auch ein jedes mißglücktes, unüberdachtes, schlecht ausgeführte Unternehmen, beym Landbaue, beim Bergbaue, den Fischereien dem Handel und den Manufacturen; denn obschon bey diesen verschiedenen Anwendungen des Kapitals nur productive Arbeiter ernährt wurden, so leistete derselben Arbeit noch nicht eine diesem Unterhalte am

[42] „Geld ist, genau genommen, keine Handelsware, sondern nur das Instrument, auf das Menschen sich geeinigt haben, um den Tausch von Waren zu erleichtern. Es ist nicht eines der Räder des Handels, es ist das Öl, das die Räder leicht und glatt laufen läßt.“ (Hume 1988, 205).

> Werthe gleiche Waare, folglich wurde das Nationalkapital vermindert, die Wiedererstattung mit dem üblichen Gewinnste war nicht erfolgt.“ (Sartorius 1796, 73)

Wenn also durch Papiergeldemission Projekte finanziert werden durch „Geld aus dem Nichts“ (*fiat money*), so muss dies, folgt man Sartorius, notwendig Verschwendung bedeuten – ganz unabhängig von der Frage, ob das Drucken von Papiergeld nicht auch noch inflationäre Effekte besitzt. Doch dieser Gedanke, gescheiterte Projekte seien einfach „Verschwendung“, ist unter gesamtwirtschaftlichen Gesichtspunkten nicht haltbar. Denn die Produktion von *Neuerungen* enthält notwendig immer ein Moment des Scheiterns. Die wirtschaftliche und technische Entwicklung ist eine von Versuch und Irrtum. Ohne eine Vielzahl von Versuchen, die auch *scheitern* können, kein *erfolgreicher* Versuch; (vgl. Brodbeck 2009, 62). Zwar verursachen gescheiterte Projekte volkswirtschaftlich Kosten; doch sie sind zu saldieren mit den Erträgen aus den erfolgreichen Innovationen. Es ist also nicht einfach nur die Materialisierung von Papiergeld in „Sachwerten“, die die wirtschaftliche Entwicklung „real“ bestimmt, sondern gerade ein materiell nicht fassbarer Faktor, der in der jüngeren Zeit mit „Kreativität“ umschrieben wird.

5.2 Adam Müller

Adam Müller sprach dagegen in strikter Opposition gegen Smith vom „geistigen Erfahrungskapital“ (Müller 1936, 312) als dem eigentlichen Kapital. Zwar übernahm Müller die Smith´sche Drei-Faktoren-Lehre, wonach der Reichtum der Nationen aus den Faktoren Land, Arbeit und Kapital hervorgeht. Doch differenziert er den Faktor Kapital auf eine gerade für die jüngere wirtschaftliche Entwicklung immer wichtiger werdende Weise, wenn er sagt:

> „Dieses Kapital nun ist doppelter Natur, ein geistiges und ein physisches. Es gibt zwei große Gemeingüter der Menschen, welche alle Verbindungen und Trennungen unter den Mitgliedern der bürgerlichen Gesellschaft zu bestimmen und anzuordnen dienen: das eine dieser Gemeingüter ist ein mehr geistiges, die Sprache, das andere ein mehr physisches, das Geld.“ (Müller 1936, 310)

Hier tritt ein völlig anderer Blick auf die Entstehung des Reichtums und seine Organisation hervor. Vielleicht wurde auch Goethes Schwager *Johann Georg Schlosser* von Müller beeinflusst, wenn er die Produktivität der Phantasie betont:

> „Ich sage es noch einmal, die Produktion ist das, was den Menschen am wenigsten beschäftigt; die Phantasie treibt mehr als zwei Drittel an dem großen Rad.“ (Schlosser 1794, 129)[43]

Müller betrachtet das Geld keineswegs als eine bloße Ware, die mechanisch andere Warenkörper vermittelt und auszutauschen erlaubt, vielfach – wie bei Hume und Smith – in mechanischen Bildern beschrieben und in der modernen Nationalökonomie entsprechend mathematisiert. Geld ist für Müller stets ein Doppeltes: Natur

[43] Es ist nicht ohne Ironie, dass der Versuch der neoklassischen Wachstumstheorie – besonders von Robert Solow – die Faktoren des Wachstums zu messen und sich dabei auf Arbeit und Kapital zu konzentrieren, auch und gerade empirisch scheiterte: 7/8 des Wachstums gehen aus einem „nicht erklärten statistischen Rest“ hervor, den Solow „technischer Fortschritt“ nannte; ihn als „Phantasie“ oder „geistiges Kapital“ zu bezeichnen, wäre ebenso angemessen.

als Metall und Sprache als Zeichen. Nicht erst beim Papiergeld taucht dieses Geistige am Geld auf; bereits jeder aufgeprägte Kopf auf einer Münze verweist auf die *Gemeinschaft* der Menschen, den regierenden Fürsten usw. Geld umfasst stets beides, die Sachen (edle Metalle) und die persönlichen Kräfte (das Wort).

> „Wo also Metallgeld wirklich vorhanden ist, da muß es mit dem Worte schon versetzt seyn: und, wo wirkliches Wortgeld (Schrift- oder Papiergeld) vorhanden ist, da muß es mit dem Metallgelde versetzt, und gleichsam dadurch bestätigt seyn." (Müller 1922, 143)

Müller betont immer wieder, nachgerade in seinen Vorlesungen, dass man die menschliche Gesellschaft nicht als Wechselwirkung von autonomen, egoistischen Individuen modellieren kann. Der Staat hat gerade in der Verantwortung auch für das Papiergeld eine umfassende Aufgabe, die das gemeinsame Eigentum aller Bürger darstellt:

> „Die Meinung, daß das besondere Individualvermögen oder das Eigentum des Einzelnen bestehen könne, während die Individualität des garantierenden, besonderen Staats zugrunde geht, auf welcher Meinung, wenn auch unausgesprochen, die Systeme der neueren philosophischen Ökonomen beruhen, ist also bodenlos und falsch. Ein einstweiliges totes Ankleben der Güter an den Personen, ein toter Besitz, aber ewig kein lebendiges Eigentum kann durch einen toten Zwangsmechanismus aufrecht erhalten werden". (Müller 1931, 74)

Goethe scheint ursprünglich von Müller durchaus beeindruckt gewesen zu sein. Er traf ihn[44] und sagte, dass er „Adam Müller sehr schätze"[45]; er kannte Müllers Vorlesungen.[46] Was offenbar eine Trübung des Urteils ergab, war die Tatsache, dass Müller, mit Schlegel befreundet, zum Katholizismus konvertierte. Goethe schreibt an Carl Friedrich Zelter am 20. Oktober 1831:

> „Um zu jenen Dioskuren zurückzukehren, so erstickte doch Friedrich Schlegel am Wiederkäuen sittlicher und religioser Absurditäten, die er auf seinem unbehaglichen Lebensgange gern mitgetheilt und ausgebreitet hätte; deshalb er sich in den Katholicismus flüchtete und bey seinem Unterhang ein recht hübsches, aber falsch gesteigertes Talent, Adam Müller, nach sich zog." (Hecker 1918, 497)

Obgleich Goethe relativ milde blieb in seinem Urteil, ist ein anti-katholischer Affekt unüberhörbar. Goethe fand sich hier durchaus vereint mit Sartorius. Eine der zentralen Fragen, die in der Nachfolge von Adam Smith diskutiert wurden im Zusammenhang mit der Papiergeldfrage, ist die nach dem Zinssatz. Smith war hier noch teilweise der Tradition verhaftet und forderte einen gesetzlich fixierten Höchstzinssatz. Jeremy Bentham hatte das nachdrücklich kritisiert.[47] Goethe kannte Bentham, unterschied bei ihm „das Genie, das die Prinzipien ersann" vom „leidenschaftlichen Mann, der aus übertriebenen Nützlichkeitseifer die Grenzen seiner eigenen Lehre überschritt". (Eckermann 3. Bd., 202)[48] Die Pointe bezüglich der hier verhandelten Frage bei Bentham war, dass er den Zins (Wucher) gerade deshalb verteidig-

---

[44] „Adam Müller bey mir." An August von Goethe Carlsbad; 31. Aug. 1819.
[45] An Carl Ludwig von Knebel 3. oder 4. Mai 1808.
[46] Aug 28. (1807) An Main Müller (Br 19. 401L).
[47] Vgl. meine ausführliche Diskussion dieser Frage in Brodbeck (2012, Kapitel 6.3.2).
[48] 3. Februar 1830.

te, weil durch Geldkredite Projekte finanziert werden, die die Kreditzinsen zurückzuzahlen erlauben – also ein Gedanke, den Marx und Schumpeter erst sehr viel später (ohne Bezug auf Bentham) wieder aufgriffen. Diese Frage wurde in der deutschen Diskussion um 1800 allerdings nicht erörtert. Auch Sartorius lässt hierbei weniger ein Argument, denn einen anti-katholischen Affekt erkennen:

> „Daß das Verbot überall Zinsen zu nehmen, wie eine Mönchsreligion gebot, ein wahrer Eingriff in das Eigenthum sey, ist klar; es wird ein solches Gebot vielmehr den Zinsfuß zu einem wuchervollen Preis erhöhen, und dadurch alle Waaren vertheuern. Der Marktpreis der Zinsen muss für die gesetzliche Bestimmung desselben zur Richtschnur dienen." (Sartorius 1796, 78)

Sartorius vertraute also auf den Marktmechanismus, der überhöhte Zinsen auf ein Normalmaß reduzieren würde durch den Wettbewerb. Wird ein Projekt mit Papiergeld finanziert, so hänge alles ab von

> „der Macht, welche in diesen Zeichen enthalten ist, die Waaren zu kaufen, die derjenige bedarf, welcher die Anleihe machte, oder in dem Vermögen, das er durch diese Zeichen erhielt, *über die Arbeit anderer zu gebieten*." (Sartorius 1796, 76; meine Hervorhebung; KHB)

Man erkennt unschwer hier Smith´ Terminologie wieder: Wenn sich Projekte *materialisieren* im realen Warenkauf und damit erlauben, über die Arbeit zu deren Herstellung „zu gebieten"(*commanded labour*), dann entspricht dem Papiergeld ein realer (Arbeits-)Wert, und der Zins vermittelt nur diese realen Größen. Dass damit auch Innovationen induziert werden, die notwendigerweise teilweise daran scheitern, sich in Waren zu realisieren und insofern *nicht* über fremde Arbeit kommandieren, bleibt hier ausgeklammert.[49] Die Smith´sche Unterscheidung zwischen produktiver und unproduktiver Arbeit wirkte sich hier verhängnisvoll aus, wobei auch die Ausbildung, die Arbeit der Lehrer zu den unproduktiven Arbeiten gerechnet wurde, was Müller nachdrücklich kritisierte – eine Kritik, die Friedrich List später pointiert gegen die Smith-Schule so formulierte:

> „Wer Schweine erzieht, ist nach ihr ein produktives, wer Menschen erzieht, ein unproduktives Mitglied der Gesellschaft. Wer Dudelsäcke oder Maultrommeln zum Verkauf fertigt, produziert; die größten Virtuosen, da man das von ihnen Gespielte nicht zu Markte bringen kann, sind nicht produktiv." (List 1841, 231)

Die Pointe bei Adam Müller, der das Geld wirklich als soziales Zeichen durchdachte und dabei bemerkte, dass das „geistige Kapital" weit wichtiger für die wirtschaftliche Entwicklung sein kann als die materiell fassbaren Formen, blieb bei Sartorius und auch bei Büsch unerkannt. Büsch hat Müllers Geldtheorie nachdrücklich kritisiert. Dabei nähert er sich dennoch merkwürdigerweise in seltsamer *Coincidentia oppositorum* gerade in einigen Punkten der Müller´schen Theorie. Büsch sagt:

> „Die vor einigen Jahren erschienene neue Theorie des Geldes von Adam Müller ist ein fast unglaubliches Gemisch von Vernunft und Unvernunft, von Weisheit und Thorheit; die Grundbegriffe sind alle falsch." (Büsch 1780, 287)

[49] Es ist bemerkenswert, dass Sartorius an anderer Stelle gleichwohl vorübergehende Monopole bei Patenten verteidigt. So hätten in England Monopole durch Patente „höchst wohthätige Ermunterungsmittel für die Industrie" (Sartorius 1812, 407) bedeutet. Hier anerkennt Sartorius durchaus die Rolle der „Erfinder eines neuen, unbekannten oder vollkommeneren Products" (ebenda, 406).

> „Müller sagt: der Staat, der Papiergeld hat, stützt durch sein Papiergeld sein Metallgeld, und durch sein Metallgeld sein Papiergeld. Dies ist lächerlich. Papiergeld muß ein Fundament haben, wenn es Geltung behalten soll, und dies Fundament ist der Geldvorrath zur Realisierung der Papiere. Es ist also Unsinn, wenn das Fundament an dem eine Stütze finden soll, dem es zum Fundament dient." (Büsch 1780, 329)

Büsch durchschaut offenbar nicht den Kern der Theorie Müllers: Es geht Müller gerade nicht um eine *mechanische Stütze* des Geldwerts á la Smith, sondern um den besonderen *Zeichencharakter* des Geldes, bei Müller dem „Wort" verbunden. Die Geltung des Geldes lässt sich nicht aus dessen mechanischer Beziehung zu anderen verkörperten Waren ableiten. Sie wird vielmehr von den Beteiligten am Markt immer wieder neu hergestellt durch *Vertrauen* in die verwendeten Geldformen. Büschs Zeichentheorie – die er immerhin explizit macht – besagt, dass Geld ein Zeichen für einen bereits verkörperten Wert der Waren, damit die durch sie kommandierte Arbeit sei (vgl. Büsch 1780, 148).[50]

> „Zeichen und Bezeichnetes haben keine weitere Beziehung auf einander, als daß jenes gewählt wird, mit dessen Vorstellung die Vorstellung von diesem zu verbinden. Dieß leistet nun freilich das Geld mit Absicht auf den Wehrt der Dinge." (Büsch 1780, 228)

Geld ist ein Zeichen für den Wert der Dinge, wobei der Akt der Bezeichnung – die Verbindung zweier Vorstellungen –, genauer das *Subjekt* dieses Aktes nicht näher benannt wird. Darin verbirgt sich aber gerade die *Anerkennung* des Geldes als Rechnungseinheit, gleichgültig, ob in Münzform oder als Papiergeld. Müller hat diesen Punkt in seinem Begriff von „Wortgeld" sehr viel klarer erkannt.

Nun lässt sich Goethes Ansicht sicher nicht in einem Gegensatz zwischen „materialistischer" Werttheorie (Smith) und „idealistischer" Geldtheorie (Müller) einfach verorten. Dazu war sein ganzes Profil als politischer Denker wohl zu pragmatisch – mehrfach lobte Goethe wider eine abstrakte Vernunft den „gesunden Menschenverstand" (Goethe 1976, §538). Gleichwohl erfuhr er gerade von den Romantikern – dem späten Müller und von Novalis – dennoch die Kritik, in Wahrheit doch nur ein Repräsentant des *englischen Geistes* zu sein. Mit Blick auf *Wilhelm Meisters Lehrjahre* sagt Novalis:

> „Goethe ist ganz praktischer Dichter. Er ist in seinen Werken, was der Engländer in seinen Waaren ist, höchst einfach, nett, bequem und dauerhaft. (…) Er hat wie die Engländer, einen natürlich ökonomischen und einen durch Verstand erworbenen edeln Geschmack. Beides verträgt sich sehr gut, und hat eine nahe Verwandtschaft, im chemischen Sinn." (Varnhagen 1823, 232f.)

Und zugespitzt auf den Held der genannten Dichtung:

> „Der Held retardirt das Eindringen vom *Evangelium der Ökonomie*, und die ökonomische Natur ist endlich die wahre, übrigbleibende." (ebenda, 234)

Auch Adam Müller kritisiert in erkennbarer Distanz zu Goethe diesen ökonomischen Geist. In seiner fünften Vorlesung über *Deutsche Wissenschaft und Literatur*, die Müller 1808 gehalten hatte, ist zu lesen:

---

[50] Hier führt Büsch die *commanded labour* implizit ein.

> „Goethes schöner Gehorsam gegen die äußerliche Gestalt des gegenwärtigen Lebens, gegen das von Novalis so schnöde behandelte ‚Evangelium der Ökonomie', erlaubte ihm, die Szene seines Romans in die Gegenwart zu versetzen, dagegen Novalis nur im Mittelalter den Boden für seine Gestaltungen der Welt finden konnte". (Müller 1967, 58)

Und Adam Müller bringt seine Kritik auf den Punkt, der einen Gegensatz zu Goethe charakterisiert – wobei daran zu erinnern ist, dass Müller in einer Jugendschrift eine *Lehre vom Gegensatz* entwickelt hat, die besagt, dass alle Gegensätze auf höhere Weise vereint sind[51]:

> „Novalis ahndete (…) den einzigen Vorwurf, der gegen Goethe erhoben werden kann: *Die Allgegenwart des Christentums in der Geschichte und in allen Formen der Poesie und Philosophie* ist selbst Goethen verborgen geblieben" (Müller 1967, 57; Hervorhebung im Original)

Goethe folge dagegen, so Müller, einer „kritisch-antiken" Geisteshaltung (vgl. Müller 1967, 58). Es bedarf keiner großen interpretatorischen Anstrengung, diese Aussage auch auf den erst viel später erschienenen zweiten Teil des Faust zu beziehen, worin sich der kritische, gegen die Tradition gewendete Geist des Mephistopheles mit Fausts entflammter Liebe zur Antike (Helena) verbindet. Diesen – letztlich scheiternden – Versuch einer Synthese von Aufklärungskritik und Antike überlesen in der Gegenwart die Ökonomen, die – meist im Anschluss an Binswanger – Goethes Faust II *nur* als „Evangelium der Ökonomie", genauer der „Alchemie der Geldökonomie" interpretieren. Wie einleitend gesagt, scheint mir dieser Reduktionismus nicht nur inhaltlich, sondern auch aufgrund der formalen Anlage von Faust II verfehlt. Goethe hat nicht, wie er selbst sagte und was ich einleitend zitierte, im Faust II, die Handlung als Verzierung einer Abstraktion verstanden, die er „auf die magere Schnur einer einzigen durchgehenden Idee hätte reihen wollen!" (Eckermann 3. Bd., 122)[52]. Der Blick auf die Beziehung Goethes zu Adam Müller kann helfen, die beiden Extreme zu vermeiden: Einerseits die Faust-Dichtung als eine idealistische Schilderung weltferner Szenen oder als dichterische Umsetzung ökonomischer Ideen sehen zu wollen. Gerade Müller, der „romantische Nationalökonom" (vgl. Roscher 1870, 751-789), dessen Texte und Vorlesungen philosophische („Die Lehre vom Gegensatz" 1804), literaturwissenschaftliche („Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur" 1806/1807), nationalökonomische („Die Elemente der Staatskunst" 1809; „Versuch einer neuen Theorie des Geldes" 1816) und theologische Themen umfassen[53], kann als Brücke zwischen Ökonomik und Goethes Werk dienen.

[51] Vgl. meine Darstellung in Brodbeck 2012, 152ff.
[52] 6. Mai 1827.
[53] Vgl. seine theologischen Texte in Müller 1829, 1-72.

5.3 Heinrich Büsch

Nun war es wider den ersten Eindruck Büsch, obgleich er Müller unmittelbar bekämpfte, der sich in der argumentativen Durchführung seiner Geldtheorie dennoch wieder Einsichten näherte, die bei Müller explizit ausgesprochen sind und die sich andererseits wiederum in Faust II angedeutet finden – ganz so, als wollte er Müllers Lehre vom Gegensatz im eigenen Werk bestätigen. Zwar sagt Büsch, „Geld ist nur Zeichen des Wehrts", doch sieht er sich genötigt, gerade beim Papiergeld einiges zu modifizieren. In der griffigen Zusammenfassung der Theorie Buschs durch Lueders heißt es: „Das Metallgeld sagt Büsch, ist Zeichen des Werths der Dinge, das Papiergeld ist nur Zeichen jenes Zeichens" (Lueder 1820, 326). Diese verdoppelte Zeichenfunktion ist aber, wie Büsch klar sieht, nicht eine mechanische Verkettung, sondern enthält einen „Freiheitsgrad", der allerlei Magisches zu bewirken vermag. Das Geld *repräsentiert* die Arbeit einer Nation, aber es *ist* nicht diese Arbeit, sondern nur ein Zeichen und im Papiergeld nur Zeichen eines Zeichens.

> „Hier liegt, so zu reden, die ganze *Zauberkraft des Geldes*, welche das Glück der bürgerlichen Gesellschaften so sehr über das erhöhet, was sie sein kann, wenn das Geld fehlt, und alle Bedürfnisse nur durch bloßen Tausch von Hand zu Hand gehen. Daß das Geld diesen Tausch der Bedürfnisse erleichtert, wenn sie durch die Arbeit der fleißigen Volksclassen hervorgebracht sind, daß es Lohn der Dienste erleichtert, ist schon viel. Aber unendlich mehr ist es, unendlich mehr Wohlstand der bürgerlichen Gesellschaft erfolgt daraus, daß diese zwiefache Arbeit immer eine aus der andern in einer unabsehbaren Progression entstehen macht und vermehrt, durch welche für alle Mitglieder derselben die nothwendigen Subsistenzmittel entstehen." (Büsch 1780, 78; meine Hervorhebung; KHB)

Die Zauberkraft des Geldes beruht also nicht nur darauf, den Verkehr zu erleichtern; wie Smith gesteht auch Büsch zu, dass das Geld eine *anregende* Wirkung durch seine bloße Quantität der Verfügbarkeit besitzt. Geld ist „keine Waare zum Verbrauch", und sein *Gebrauch* kann die Bedürfnisbefriedigung der Menschen um ein Vielfaches erleichtern durch „lebhafte Circulation" (Büsch 1780, 110f). Büsch betont – zwar nicht als erster, Locke hat dies schon viel früher herausgestrichen, aber dafür – mit Nachdruck den Einfluss dieser Zirkulationsgeschwindigkeit. Büsch sagt:

> „Ich habe in dem 2ten Buche meiner Abhandlung über den Geldesumlauf dem fast allgemeine geltenden Prinzip, daß das Geld wie eine Waare anzusehen sei, deren Menge im Verhältnisse zu dem Vorrath aller verkäuflichen Dinge den Werth der letztern steigern und fallen mache, widersprochen, und glaube bewiesen zu haben, daß die Gründe nach welchen sich der Werth des Geldes in jedem Volke bestimmt, nicht sowohl in dem Vorraht desselben, als in dessen Zirkulation selbst zu suchen sei." (Ebenda 1808, 5f.)

Das, was in der modernen Ökonomik simplifizierend „Umlaufgeschwindigkeit des Geldes" genannt wird, taucht bei Büsch in detaillierter Analyse auf. Wenn sich diese Geschwindigkeit ändert, verursacht auch von den Bedürfnissen der Menschen, so ist die Wirkung der *Geldmenge* durchaus je eine ganz andere. Es gibt also auch für Büsch keinen statischen Zusammenhang zwischen Geldmenge und Preisen.

Nun können aber die Staaten, die Regierungen die Menge des *Papiergeldes* steuern: „Die Regenten der Staaten (…) haben selbst Papier und einige Federzüge darauf zu solchen Zeichen gemacht" (ebenda 1780, 107) und insofern Einfluss auf die Wirtschaft genommen. Büsch reproduziert hier faktisch die Müller´sche Theorie, wenn

er auf die besondere Zeichenform des Papiergeldes hinweist und sagt, dass dieses Zeichen „unendlichmal gebraucht“ (ebenda, 229) werden kann, ganz wie der Buchstabe A beim Buchdruck in vielen Büchern. Und es ist die Bereitschaft der Menschen, dieses Zeichen oft anzuwenden, die „den Wehrt aller verkäuflichen Dinge (macht)“ (ebenda, 231). Hier löst sich Büsch faktisch von den Smith´schen Vorstellungen, die er an anderer Stelle nachdrücklich verteidigt und nähert sich einer ganz anderen Geldtheorie, die auf dem Vertrauen in den Zeichencharakter beruht. Eingeführt wird dieses Geld dann durch eine *bereits anerkannte* Autorität, die – wenn sie dieses Vertrauen nicht verspielt – durch „einige Federzüge“ Geld bereitstellen kann.

Büsch verbindet diese Vorstellung noch mit einem Gedanken, den Adam Smith in seiner *Theory of Moral Sentiments* entwickelt hat. Smith sagt dort, dass der Egoismus die Menschen zu Handlungen treibt, die letztlich dem Gemeinwohl dienen (= *invisible hand*). Sie werden aber in ihrer Motivation *getäuscht*:

> „Denn diese Täuschung ist es, was den Fleiß der Menschen erweckt und in beständiger Bewegung erhält.“ (Smith 1977, 315)

Büsch wiederholt diesen Gedanken: In einer bürgerlichen Gesellschaft sorgt jeder für sein eigenes Auskommen. Doch niemand kommt der Gedanke, dabei „zu dem Auskommen anderer absichtlich beizutragen“; noch viel weniger auf „die Mehrung des Totals alles Auskommens im Volke“. Es ist „diese Wirkung nur von dem Eigennutz“ (Büsch 1808, 82). Das ist insofern keine *völlige* Täuschung, weil jeder Eigennützige ja auch das Seine erhält:

> „Aber doch ist es Täuschung, insofern Menschen dadurch veranlaßt werden, fremde Vorteile zu bewirken, an welche sie nicht hinaus denken, und eben dadurch wird sie heilsamer, als irgend eine andere Täuschung, durch welche sich das Menschen Geschlecht leiten läßt.“ (Ebenda)

Wir finden hier die drei Motive vereint, die im ersten Akt von Faust II eine zentrale Rolle spielen: die Möglichkeit, mit einem „Federzug“ Geld zu schaffen, die anregende „Zauberkraft“ auf die Wirtschaft und die darin liegende produktive „Täuschung“. Ein viertes Moment kommt hinzu: Büsch betont immer wieder die Schwierigkeiten, auf einem Markt *ohne Geld* durch Feilschen und Handeln zu einem Ausgleich der Arbeiten und Bedürfnisse zu kommen. Es sind die „Schwierigkeiten des Tauschhandels“ (ebenda, 83), die das Geld überwindet und dabei noch eine weitere Täuschung bereithält:

> „Und in der Tat ist das noch eine zweite Täuschung, daß wir immer glauben, mit dem Gelde, das wir zu erwerben hoffen, mehr zu bestreiten können, als wir damit zu bestreiten im Stande sind, wenn wir es wirklich verdient haben. Die Täuschung macht zwar manchen Verschwender, zumal unter denen, welchen das Geld sehr häufig zufließt. Aber sie macht auch, daß von den vielen Menschen mehr Arbeit geschieht, als sie willig tuhn würden, wenn sie vorher genau wüßten, wie wenig sie für so viele Arbeit werden genießen können.“ (Ebenda, 86)

Hier finden sich zwei Motive, die aus der Perspektive der späteren Ökonomik gedeutet werden können. *Erstens* spricht Büsch indirekt das an, was Ökonomen „Geldillusion“ nennen: Man vertraut auf den bloß nominalen Wert einer Münze (mit

faktisch geringerem Edelmetallgehalt) oder den nominellen Wert von Papiergeld, ohne die Preise der Güter und deren Veränderung ins Kalkül zu ziehen. So „verleitet die ‚Geldillusion' zu der Annahme, daß Geld an und für sich stabil sei, und man blickt auf die Waren als die Ursache aller Preisschwankungen." (Fisher 1938, 11) Büschs Ausführung lässt sich allerdings *zweitens* auch interpretieren als implizite Kritik, die auf das vorgreift, was in der Marx´schen Mehrwert- und Ausbeutungstheorie formuliert wird: Der Arbeiter arbeitet freiwillig, strebt nach einer Befriedigung seiner Bedürfnisse. Aber er wird getäuscht, weil er faktisch als Lohn seiner Arbeit weniger erhält als er abliefert. Es ist vermutlich diese Interpretation, die Büsch im Sinn hatte, denn zweifellos gibt es auch bei Smith Motive, die in diese Richtung deuten; (vgl. Dobb 1977, 53ff.). So sagt Smith, dass das Eigentum – das Sartorius von katholischem Geist bedroht sah – nüchtern betrachtet nur die Funktion hat, die Armen *arm* zu halten. Zwar, so sagt Smith in der Nachfolge von Locke, ist das Eigentumsrecht an der eigenen Arbeit heilig: „Das Eigentum, das jeder Mensch an seiner Arbeit besitzt, ist in höchstem Maße heilig und unverletzlich, weil es im Ursprung alles andere Eigentum begründet." (Smith 1978, 106) Aber eben diese Arbeit wird verkauft. Und bei Büsch deutet sich an, dass der Gegenwert zur verkauften Arbeit systematisch niedriger ist, gemessen am Lohn. Ausbeutung der Arbeiter und soziale Unruhen sind also vorprogrammiert. Deshalb hat das Eigentum bereits bei Adam Smith noch eine völlig andere Funktion:

> „Wird also eine Regierungsgewalt zu dem Zwecke eingerichtet, das Eigentum zu sichern, so heißt das in Wirklichkeit nichts anderes, als die Besitzenden gegen Übergriffe der Besitzlosen zu schützen." (Smith 1978, 605)

Es sind eben die vor diesem Hintergrund stets möglichen sozialen Aufstände, die vor allem Sartorius beunruhigt haben. Und nicht zuletzt die Ausschreitungen der französischen Revolution haben auch Goethe hier durchaus skeptisch, ja pessimistisch gemacht (vgl. Heynacher 1922, 291). Sartorius erinnert in seiner Schrift *Über die Gefahren, welche Deutschland bedrohen, und die Mittel, ihnen mit Glück zu begegnen* (1829) z.B. an die Manchester-Unruhen. Er beruhigt sich damit, dass die englischen Verhältnisse andere seien. Sartorius wendet seinen Blick auf Gesamteuropa und erweist sich darin als erstaunlich moderner Autor. Er identifiziert einen „neuen Geist", der bei unserem nächsten Nachbarn Frankreich zu einem „großen und fürchterlichen Ausbruche" (Sartorius 1820, 3) der Gewalt geführt habe. Und Sartorius treibt die Sorge um, dass sich ähnliches auch in anderen Teilen Europas zeigen wird. Er sieht die Ursachen nicht auf Frankreich beschränkt, sondern entdeckt auch in England gewisse Voraussetzungen für soziale Unruhen. Eine gemeinsame Ursache liege im selbstherrlichen Regierungsstil, auch bei Friedrich dem Großen, schon weniger bei Joseph in Österreich. Hier nun sieht Sartorius auch die große Gefahr des Papiergeldes, nicht zuletzt durch den Missbrauch der Regierungen. Er spricht am Beispiel Österreichs von dem damals befolgten „Verfahren in Bezug auf die öffentliche Schuld, und vielleicht mehr noch als dieß, der verderbliche Einfluß, welchen das unheilbringende Papiergeld auf die Sitten und den Character dieses biedern Volks gehabt hat" (ebenda, 96). Sartorius verweist auch auf die unheilvollen Wirkungen der Einführung der Maschinerie und daraus entstehende mögliche soziale

Unruhen. Er sieht aber das Heil nicht in einer Abkehr vom Prinzip der freien Konkurrenz und der angewandten Täuschung des Egoismus (Smith, Büsch), sondern bekräftigt vorrangig das Smithsche Prinzip der freien Konkurrenz. Allerdings legt er Wert auf eine *politische* Zusammenarbeit und kritisiert den Egoismus *der Staaten*.[54]

5.4 Die Rezeption von Henry Thornton

Im Jahre 1802 war von Henry Thornton *An Enquiry into the Nature and Effects of the Paper Credit of Great Britain* erschienen. Bereits ein Jahr später erfolgte die deutsche Übersetzung durch Ludwig Heinrich Jakob (Thornton 1802). In der *Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung* erschien ein Jahr später eine Rezension von Georg Sartorius, an der Goethe regen Anteil nahm; (vgl. Sartorius 1804, 209ff.)[55]. „Goethe selbst hat (diese Rezension) von Sartorius über mehrere Tage hinweg ausführlich und gewissenhaft redigiert." (Körner und Sielaff 2002, 176) Diese Rezension enthält eine Reihe zentraler Aussagen zum Papiergeld, bei denen wir davon ausgehen können, dass Goethe sie genau gekannt hat, während seine Lektüre anderer ökonomischer Schriftsteller doch – mit wenigen Ausnahmen – auf Vermutungen angewiesen bleibt. Zwar finden sich in Goethes Bibliothek zahlreiche nationalökonomische Abhandlungen, u.a. „die Werke von Buquoy, Hufeland, Jakob und Sartorius, jedoch sind einige (die Nachträge von Buquoy und das Werk von Hufeland) nicht aufgeschnitten worden." (Körner und Sielaff 2002, 167)

Thorntons Stellung in der Dogmengeschichte ist durchaus umstritten, genauer gesagt: Sein Beitrag zur Geldtheorie wurde lange Zeit vielfach ignoriert. Im Jahre 1810 verfasste Thornton zusammen mit Horner und Huskinson den *Bullion Report*, worin vor allem Thornton den analytischen Apparat, den er im *Enquiry* entwickelt hat, auf aktuelle Probleme anwandte (vgl. Cannan 1967). In der jüngeren Literatur gilt Thornton als Vater des modernen Zentralbankensystems. Für Robert Hetzel ist Thornton „to be ranked among the foremost monetary theorists of all times." (Hetzel 1987, 3) Im deutlichen Unterschied dazu fiel die – insgesamt durchaus noch positive – Reaktion von Sartorius (Goethe) sehr viel zurückhaltender aus:

> „Ein neues System stellt Hr. Th. nicht auf, er bringt nur Berichtigungen, Erweiterungen, Widerlegungen einzelner theoretischen Sätze vor. Ein systematischer Kopf ist der Vf. nicht". (Sartorius 1812, 216)

Sartorius war ein überzeugter Anhänger von Adam Smith und bemerkte das spezifisch Neue in Thorntons Theorie nicht. Er galt ihm nur als einer der Befürworter des Papiergeldsystems, dem Sartorius selbst skeptisch gegenüberstand. Was kann als das Neue an Thorntons Geldtheorie gelten? Seine Theorie wird meist als *Kredittheorie* bezeichnet. Damit ist der Gedanke gemeint, dass Thornton den Geldformen, die aus Bankkrediten hervorgehen – in der Sprache der modernen Ökonomik „inside money" – durchaus gleichwertiges *Geld* ist, also nicht nur Münzen oder

[54] Binswanger hat das fehlgedeutet und bezieht das Zitat aus Sartorius auf Individuen: „Sucht jeder nur den eigenen Vortheil, so kann das Ganze nicht gedeihen." (Sartorius 1820, 487) Er behauptet, Sartorius sei hier gleichsam von Smith abgerückt. (Vgl. Binswanger 2009, 141)

[55] Num. 28, 2. Februar 1804, Sp. 217ff. und Num. 29, 3. Februar 1804, Sp. 225ff.

staatlich garantiertes Geld. Die Beziehung zwischen Preisen und Geld wird damit auf eine neue Grundlage gestellt. Thornton betonte hierbei allerdings, dass die Beziehung zwischen Papiergeldmenge und Preisen nicht jene einfache Form annahm, die die ältere Quantitätstheorie behauptet hatte, wonach eine Papiervermehrung gleichsam automatisch Inflation nach sich zieht, wenn ihr kein Wertzuwachs auf der Güterseite entspricht. Sartorius sieht in diesem Punkt gerade eine Schwäche in Thorntons Argumentation:

> „Wenn der Vf. nun aber beweisen will, dass es irrig sey, die Steigerung des Preises der Waaren dem vermehrten Papier zuzuschreiben: so ist er bey weitem nicht so befriedigend. Dass er bey diesem Vorhaben einige populäre Vorurtheile bekämpft, könnte rühmlich scheinen, aber seine Schrift wird nie vom Volk, d.h. den Anhängern jener Vorurtheile, gelesen und noch weniger verstanden werden." (Ebenda, 214)

Den für Thorntons Argumentation zentralen Punkt einer Beziehung zwischen dem *Geldzins* auf Papierkredite im Verhältnis zur Rendite in dem, was gewöhnlich „Realökonomie" genannt wird, hat Sartorius nicht bemerkt. Er konzentriert sich vorwiegend auf die Rolle der Wechsel und den damit verbundenen Spekulationsmöglichkeiten.

Nun wird die Papiergeldszene im Faust allerdings fast immer so gedeutet, als habe Goethe eine mehr oder weniger naive Vorstellung über den Zusammenhang zwischen Papiergeldvermehrung und Inflation behaupten wollen. So schreibt Binswanger:

> „So gut auch der alchemistische Plan zur Papiergeldschöpfung gelingt, so genügen die Golddeckung und die staatliche Legalisierung letzten Endes doch nicht, um dem Papiergeld dauernde Geltung zu verschaffen. Das hat Goethe deutlich gesehen. Eine solche Geldschöpfung aus dem Nichts muss vielmehr, auch wenn sie zuerst Handel und Wandel beschleunigt, über kurz oder lang zur Inflation und damit (…) zur Annahmeverweigerung des Papiergeldes führen." (Binswanger 2009, 32)[56]

Jens Weidmann hat diese Faustdeutung in seiner einleitend zitierten Rede übernommen. Er verwendet diese Deutung, wie bereits zitiert, sogar als Vortragstitel: „Papiergeld – Staatsfinanzierung – Inflation. Traf Goethe ein Kernproblem der Geldpolitik?" und übernimmt dann Binswangers Auslegung des ersten Aktes von Faust II:

> „Zwar kann sich der Staat im Faust II in einem ersten Schritt seiner Schulden entledigen, während die private Konsumnachfrage stark steigt und einen Aufschwung befeuert. Im weiteren Verlauf artet das Treiben jedoch in Inflation aus und das Geldwesen wird infolge der rapiden Geldentwertung zerstört." (Weidmann 2012)

Das Problem an dieser Auslegung ist nur, dass sie sich nicht in dieser einfachen Mechanik aus dem Faust-Text entnehmen lässt. Und es steht zu vermuten, dass Goethe sich der *Einschränkungen* der These, eine Staatsfinanzierung durch das Drucken von Papiergeld würde automatisch Inflation bedeuten, sehr wohl bewusst war. Auch Sartorius argumentiert durchaus differenzierter, weit mehr noch Georg von Buquoy. Adam Müller, von Büsch kritisiert, akzeptierte das Papiergeld sogar unein-

[56] Binswanger 2009a, 19, wiederholt diesen Gedanken wörtlich.

geschränkt. Eine einfache Quantitätstheorie, wie Jens Weidmann sie Goethe unterstellt, scheint jedenfalls eine glatte Fehlinterpretation zu sein.

Wenn wir die zitierte Stelle aus der von Goethe redigierten Rezension von Thorntons Buch etwas genauer betrachten, wird das sofort deutlich. Sartorius gesteht ja zu, dass Thorntons Theorie der geläufigen Meinung – wie sie Binswanger notiert und Jens Weidmann nachdrücklich vertritt – *widerspricht*. Zu sagen, dass deshalb Thorntons subtilere Überlegung von den „Anhängern jener Vorurteile" weder gelesen noch angenommen würden, sagt bezüglich der *Richtigkeit* überhaupt nichts aus. Allerdings kann man gerade bei Thornton den Gedanken finden, dass die *Erwartungen* des Publikums bei inflationären Prozessen eine wichtige Rolle spielen. Er wies „auf die Auswirkungen von Erwartungen über die zukünftige Preisentwicklung auf den Darlehenszins hin." (Schumpeter 1965, 879f.) An anderer Stelle stimmt Sartorius einem Gedanken Thorntons zu, stellt ihn aber als Beinahe-Trivialität hin. Mit Bezug auf einige empirische Hinweise bei Thornton sagt Sartorius:

> „… so beweise dieß nichts weiter, als daß die größere oder geringere Quantität des vorhandenen Umlaufmittels nicht allein den Werth und Preis der Waaren bestimmen; dieß aber wird auch kein verständiger, der Sachen kundiger Mann wohl je behauptet haben. Damit ist aber wahrhaftig noch nicht bewiesen, daß das englische Papiergeld nicht den Preis der Dinge vermehrt habe." (Sartorius 1812, 215)

Der rhetorische Trick ist durchsichtig. Zu sagen, dass es keinen einfachen, mechanischen Zusammenhang – im Sinn einer *Theorie* – zwischen Papiergeldmenge und Preisen gibt, wird nicht dadurch entkräftet oder gar zur Trivialität, dass man auf eine *empirische* Möglichkeit hinweist, die Thornton keinen Augenblick bestritten hat. Im Gegenteil, seine Theorie wird von jüngeren Autoren sogar ausdrücklich als *monetaristisch* interpretiert, z.B. mit Blick auf folgende Aussage:

> „It has been already shewn, that it is by the amount not of the loans of the Bank of England, but of Its paper, or if of its loans, of these merely as indicating the quantity of its paper, that we are to estimate the influence on the cost of commodities." (Thornton 1802, 271)

Um welche Frage geht es hier? Es sind hier *drei* für das Geld relevante Aspekte zu berücksichtigen: Erstens die Menge des umlaufenden Papiergeldes, zweitens die Quantität der Goldmünzen und drittens der Preis des rohen Goldes (Bullion), das keine primäre Geldfunktion erfüllt. Wenn, wie in England zu der Zeit, als Thornton schrieb, der Kurs von Münzgold relativ zum Papiergeld fixiert war durch ein vollständiges Eintauschrecht, dann kann sich gleichwohl der *Preis von Gold* verändern. Eben dies führt Sartorius gegen Thornton ins Feld: die Preise für „Stangengold" haben sich erhöht, so dass „die Waaren, verglichen mit Papier, theurer sind, als verglichen mit Gold" (Sartorius 1812, 215). Doch physisches Gold ist gerade *nicht* die Rechnungseinheit im alltäglichen Handel. Diese relative Preisverschiebung hat also keine Bedeutung, solange Goldmünzen nur als Restmünzen in einer Papiergeldwährung zirkulieren. Dass man mit einer geringeren Rohgoldmenge indirekt dieselbe Warenquantität kaufen kann, besagt über die Geldfunktion nichts aus. Thornton sagt nur, dass eine *effektiv wirksame und vermehrte* Papiergeldmenge auf den Märkten die Preise erhöhen würde. Allerdings ist gerade auch *dieser* Zusammen-

hang zu relativieren, wie sich mit Blick auf Müllers Geldtheorie ergeben hat: Wenn eine vermehrte Papiergeldmenge Innovationen anstößt oder – worauf besonders auch Law hingewiesen hatte – unbeschäftigte Arbeitskräfte neu eingestellt werden, dann werden die Preise kaum nennenswert reagieren. Eher wenig in den Blick geriet in der Thornton-Rezeption dessen Analyse eines Zusammenhangs zwischen Schulden und *Deflation*, ein Zusammenhang, den Irving Fisher später wieder aufgegriffen hat (vgl. Fisher 1933, 337ff.). Inwiefern dieser Gedanke Goethe bewusst war – der ja die Übersetzung von Thorntons Buch gekannt haben dürfte, da er an der Rezension von Sartorius lebendigen Anteil nahm –, lässt sich nur vermuten. Immerhin kann aber gerade dieser Punkt verdeutlichen, dass alle naiv-mechanischen Kausalitätsvorstellungen beim Papiergeld fehl am Platze sind. Gerade bei Gefahr deflationärer Prozesse ist die Einlösepflicht (Papiergeld in Goldmünzen) verhängnisvoll:

> „In *Paper Credit*, Thornton emphasizes the economic disruption of deflation. A major theme in the book is a defense of the suspension of convertibility by the Bank of England in 1797." „In *Paper Credit*, the main practical concern of Thornton had been disruption of economic activity from deflation, produced from maintenance of the international gold standard at a time of bank runs or a deterioration in the terms of trade." (Hetzel 1987, 5 und 7)

Thornton begrüßt also die Aufhebung der Einlösepflicht der Bank of England, weil durch den hierdurch geschaffenen Kredit – auf dem Wege von *fiat money* – sich eine deflationäre Lähmung der Wirtschaft, wie sie durch eine Panik ausgelöst wurde, einschränken und bekämpfen ließ. In diesem Punkt ist Thorntons Analyse hochaktuell geblieben. Dass umgekehrt dieses geldpolitische Instrument auch *missbraucht* werden kann, dass es gar nicht mehr dazu dient, bei politischen Schocks oder einer aus anderen Gründen einbrechenden Nachfrage in der Gesamtwirtschaft entgegenzuwirken, sondern sich nur noch um die Interessen an den Börsen und der „Sorge" um Kurse und Weihnachtsboni dreht, bleibt völlig unbestritten.

5.5 Boquoy und die Mathematik der Gesellschaft

In Goethes unmittelbarem Bekanntenkreis fanden sich unter den Nationalökonomen fast nur Anhänger von Adam Smith (vgl. Körner und Sielaff 2002, 167). Dazu zählten neben Sartorius auch Georg von Buquoy, August Ferdinand Lueder, Gottlieb Hufeland und Ludwig Heinrich von Jakob[57]. Trotz der Bekanntschaft mit ihnen wird in Briefen und Tagebuchnotizen Goethes „so gut wie nicht über nationalökonomische Sachverhalte in Begegnungen mit diesen Wissenschaftlern gesprochen" (Körner und Sielaff 2002, 167). Gleichwohl ist anzunehmen, dass Goethe – wie schon erwähnt – die liberale Gesinnung vieler dieser Wissenschaftler teilte. Inwiefern Goethe von den genannten Schriftstellern neben Sartorius und Büsch – Müller ist als Gegner von Smith hier eine Ausnahme – Ideen über das Papiergeld aufgenommen hat, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen. Einflüsse sind allerdings wahrscheinlich. Ich möchte vor allem noch auf die Theorie von Georg von Buquoy genauer eingehen, der durchaus eigenständig einige neue Ansätze formuliert hat.

[57] * 26. Februar 1759, Wettin; † 22. Juli 1827, Lauchstädt bei Halle a. d. Saale.

Buquoy gilt als ein Begründer der mathematischen Wirtschaftstheorie. In seinem Hauptwerk bemängelt er:

> „In den nationalwirthschaftlichen Schriften wird von dem so wichtigen Werkzeuge, als die mathematische Analyse bey philosophischen Untersuchungen überhaupt ist, bey weitem der Gebrauch nicht gemacht, dessen es fähig wäre. Alle über Quantität in der Nationalwirthschaft ausgesprochene Sätze sind daher nur sehr dunkel und unbestimmt, indem sich dergleichen Bestimmungen nur in der Sprache der Algebra richtig angeben lassen." (Buquoy 1815, 4)

Buquoy dachte durchaus im Geist der mechanisch bewegten Aufklärung, die in den Dingen und in der Gesellschaft *ein* Naturgesetz am Werke sah. In seinem Gedicht „Was heißt Natur?" formuliert er wie die Physiokraten und Adam Smith: „Das, als Gesetz, den Bürger knüpfet an den Bürger / All´ das faßt die Natur" (Buquoy 1825, 746).[58] Die Mathematik ist die Form dieser Gesetze. In seinem „Lob der Mathematik", ebenfalls in Gedichtform, sagt Buquoy: „O du, Regel gebende dem Chaos" (Buquoy 1825, 775). Nicht die ordnende Hand eines Regenten, nicht das Wissen einer weisen Regierung knüpft „Bürger an Bürger", stellt also deren Vergesellschaftung her. Es ist ein abstraktes Prinzip, offenkundig im Geld, das nach mathematischen Regeln funktioniert und so „Ordnung ins Chaos" der egoistischen Einzelwillen bringt. Buquoy bestreitet auch, dass Menschen Willensfreiheit haben; nur so kann sich das Naturgesetz in der Wirtschaft durch die vielen Einzelbestrebungen durchsetzen. Der Mensch hat einen freien Willen, aber nicht die Freiheit, diesen Willen zum Willen nicht zu wollen. Buquoys formuliert es so:

> „Denn, was beim jedesmal mit voller Willkühr vorgenommenen Wahlakte sich dem Begehrungsvermögen als höchstes Gut grade darstellt, und was sich zugleich dem Urtheilsvermögen als Mittel zu Erreichung jenes als höchstes Gut hervorgetretenen Zweckes darstellt, dieß hängt nicht unmittelbar vom Zuthun des Menschen ab." (Buquoy 1825, 398)

Wie sich vom Fötus bis zum fertigen, in geteilte Organe entwickelten Menschen die Natur durchsetzt, ebenso in der Gesellschaft. Sie bringt „eine Klasse Befehlender" und „den großen Haufen Gehorchender" hervor, geht fort zur Teilung der Arbeit, und damit zum „getrennten Eigenthum", weil im Staat „ohne Fonds und umlaufendes Kapital nichts organisirt noch produzirt werden kann" (Buquoy 1825, 212). Mit einem Wort: Die Natur bringt die Gesellschaft und ihre Gliederung – in einer bürgerlich-kapitalistischen Form – gesetzmäßig, letztlich sogar mathematisch beschreibbar hervor.

Wie fügt sich in dieses Bild nun das Geld ein? Am Geld *fehlt* eine qualitative Bestimmung, denn es ist – wie Büsch formuliert hatte – nur ein *Zeichen* für den Wert der Waren, und Papiergeld ist ein Zeichen dieses Zeichens. Buquoy formuliert einen vergleichbaren Gedanken. Geld *ist* kein Wert, sondern reine Vermittlung:

> „Das Geld ist wesentlich nicht selbst ein Gegenstand von innerm Werthe; es ist eine Anweisung auf Dinge von Werth. Diese Anweisung ist vollkommen unbestimmt, rücksichtlich der Qualität, und blos bestimmt rücksichtlich der Quantität, selbst in dieser letztern Rücksicht blos in so fern bestimmt, als Zeit und Ort gegeben sind, welche Be-

[58] Ob Goethe diesen Text kannte, konnte ich nicht eruieren.

> stimmung nicht in der Natur des Geldes, sondern in der jedesmaligen Meinung der Menschen ihren Grund hat.“ (Buquoy 1825, 236)

In einer Note zu dieser Stelle erläutert Buquoy diesen Gedanken:

> „(W)enn demnach das Geld an und für sich als ein Bedürfniß des Menschen erklärt werden muß, so ist nichts desto weniger das Geld ein Gegenstand *eines blos eingebildeten Werthes, der an und für sich keinen Werth hat*, indem ja die ganze Wirksamkeit dieses Werkzeuges lediglich darauf beruht, daß Dinge von irgend einem Werthe dafür erhalten werden können. Man denke sich alle Gegenstände des Genusses und Verzehrens mit einemmale allenthalben vernichtet, so ist hierdurch auch aller Werth des Geldes verschwunden; denn, was nützt eine Anweisung, wofür der Gegenstand der Anweisung nicht erhalten werden kann? Gesetzt hingegen, die Menschen würden durch gemeinschaftliches Einverständnis das gesammte Geld vernichten, ja selbst die Idee des Geldes gänzlich verbannen, so blieben Getreide, Fleisch u.s.w. immer noch Dinge von Werth.“ (Buquoy 1815, 237; meine Hervorhebung; KHB)

Obgleich also Geld eine rein ideelle, illusionäre Form besitzt, ist es gleichwohl durch *eine* Eigenschaft bestimmt: Seine *Quantität*. Und sofern die Quantität bestimmend wird, ist auch die mathematische Behandlung der Frage angebracht. Das Geld *vermittelt* gleichwohl auch die Handlungen der Menschen, ist „das Mittel, wodurch Dinge von Werth aus den Händen der Verwerther in jene der Consumenten gelangen.“ (Ebenda)

Nun vermittelt das Geld auf diese Weise „Genüsse verschiedener Art“, die menschlichen Bedürfnisse. Aber man kann das Geld als Quantität nicht auf diese Genüsse – die später von den Ökonomen „Nutzen“) und „Grenznutzen“ genannt werden – *zurückführen*. Buquoy lehnt die Nutzentheorie von Bentham ausdrücklich aus *mathematischen* Gründen ab. Gegen dessen Lust-Leid-Kalkül und die damit angestellten Rechnungen, um zu einer *Gesamtwohlfahrt* einer Nation zu gelangen, sagt Buquoy, solch eine Rechnung ist reine Fiktion, diese psychischen Größen sind keine vorhandene Materie, die physikalisch beschreibbar wäre:

> „Man vergesse aber doch nicht, wenn man ja geneigt seyn sollte, solche Saltomortales aus dem Gebiete der Materie in die freye Lichtregion des Außerirdischen zu wagen, daß die allererste Regel der Rechenkunst darin bestehe, ehe man die Gleichung ansetzt, alles auf *gleichnamige* Größen zu reduzieren.“ (Ebenda 1825, 369)

Und in seiner „Nationalwirthschaft“ ergänzt er den Gedanken und sagt, dass es

> „nicht möglich ist, eine bestimmte Einheit dieses Maßes anzugeben, indem der Genuß überhaupt so mannigfaltig ist, daß Genüsse verschiedener Art sich gar nicht mit einander vergleichen lassen.“ (Ebenda 1815, 239)

Da nun Geld nur in seiner Quantität sein Wesen besitzt, unterscheiden sich die Geld*formen* nicht in dieser Funktion. Geld *hat* keinen Wert, folglich kann ein bloßes Zeichengeld ebenso die Funktion von Geld übernehmen.

> „Das Wesentliche der Zettelbank besteht hierin: den in die Bank Geldeinlegenden werden Geldanweisungen, welche auf die Bank lauten, ausgefertigt; diese ausgegebenen Zettel oder Banknoten (Bankanweisungen) kursiren wie baares Geld; die Bank spekulirt mit den eingelegten Geldsummen zum Vortheile der Geldeinlegenden (nicht jedesmaligen Besitzer der Banknoten), welche nach Verhältniß ihrer Einlagen am Gewinnst Theil nehmen; fertigt die Bank gegen ihr als Hypothek zugeschriebene Landgüter, Schiffe u.s.w. Banknoten aus, so kann ein großer Theil des reellen Nationalvermögens bey der Nation zugleich als Geld ciruliren.“ (Ebenda, 172)

Geld beruht nicht auf einem materiellen Ding und bedarf deshalb auch keiner „Absicherung". Geld besitzt nur einen konventionellen Wert, einen „Meinungswert":

> „Da das Geld ein bloßes Werkzeug des Verkehrs und hiedurch einer erleichterten Wertherhöhung ist, so soll es, seiner Wirksamkeit unbeschadet, an und für sich den möglichst geringen Werth haben. Denn klug ist jede Anstalt, worin mit geringen Mitteln viel ausgerichtet wird. Dieser Endzweck scheint beym Gelde um so leichter erreicht werden zu können, als die Wirksamkeit desselben *nicht von der Natur der Geldstücke, sondern von der Meinung abhängt*, *welche die Menschen mit dem Gelde verbinden*. (…) Betrachten wir hingegen ein Goldstück, Silberstück, eine Kupfermünze, oder wohl gar nur eine Banknote, so liegt in jedem dieser sinnlichen Darstellungszeichen des Geldes, der Keim zu einer *bis ins Unendliche unberechenbaren Wirksamkeit auf Tausch*. Ist demnach dem Genie und dem Erfindungsvermögen des Mechanikers ein weites Feld gewidmet, so ist letzteres doch noch sehr klein verglichen mit demjenigen, das den finanzwirthschaftlichen Kombinationen dargeboten wird." (Ebenda, 271; meine Hervorhebung, KHB)

Weil Geld als *Papiergeld* bloßer Meinungswert ist, kann diese Meinung ebenso genutzt wie missbraucht werden. Buquoy sagt aber, dass ein Missbrauch „beynahe allemal mit dem Papiergelde vor sich geht" (ebenda). Ein Grund dafür liegt bereits in der Geldform selbst, gleichgültig, ob in Münze oder Papier. Denn durch den Geldbesitz scheint eine schier unendliche Welt verfügbar und erreichbar.

> „Der Besitzer des edeln Metalls trägt das Bewußtseyn mit sich, hierdurch in Connexion mit der ganzen Welt zu stehn, ein Glied in der großen Kette der gebildeten Welt auszumachen, und hierdurch seinen eignen Werth zu erhöhen" (ebenda, 273)

Fausts: „In deinem Nichts hoff ich das All zu finden" (6256), klingt hier wie ein Echo dieses Gedankens.

Die Fähigkeit der Regierungen, das Papiergeld – etwa durch die Ausgabe von Staatspapieren – zu steuern, eröffnet für die Wirtschaftspolitik neue Möglichkeiten. Sie kann den Außenwert der Währungen beeinflussen, aber auch im Inland *durchaus reale* Effekte bewirken. Buquoy hat wie Thornton die Wirkung der Geldmenge auf den Zinssatz klar erkannt. Es herrschte in der Geldtheorie stets eine verdoppelte Vorstellung vom „Wert" des Geldes: Einmal kann man darin das sehen, was seit Irving Fisher als „Kaufkraft des Geldes" genauer untersucht wird; eine Geldvermehrung erhöht dieser These zufolge *ceteris paribus* die Güterpreise. Die andere Vorstellung geht aber davon aus, dass eine Vermehrung der Geldmenge auf dem *Kreditwege* die Zinssätze senkt, damit die Investitionen verbilligt und so reale Effekte bewirkt. Bis in die Gegenwart konkurrieren beide Auffassungen. Im Laufe des 19. Jahrhunderts wurde diese Frage in der Debatte zwischen der Banking- und der Currency-Schule ausgefochten. Während die Currency-Schule[59] nur staatliches Papiergeld als wirksames Geld auf den Märkten als potenziellen Preistreiber ansieht, geht die Bankingschule davon aus, dass Geld nur auf dem Kreditwege die

[59] Die Abgrenzung dieser Schule ist nicht eindeutig; vielfach wird sie mit der Knapp'schen Auffassung gleichgesetzt: „Geld ist ein Geschöpf der Rechtsordnung", was aber durchaus nicht andere, derivative Geldformen ausschließt. Gemeinhin wird die Currency-Schule mit den Theorien von Ricardo und Robert Torrens, die Banking-Theorie mit Thomas Tooke und John Fullarton verbunden. Hayeks Forderung nach einer Entstaatlichung des Geldes gilt gelegentlich als Fortsetzung der Bankingtheorie. Doch ist eine Klassifizierung solcher Schulen wenig hilfreich, weil bei den einzelnen Schriftstellern im Detail die Auffassungen erheblich differieren.

Märkte erreicht. Geld als Kredit muss aber zurückbezahlt werden, so dass langfristig die wirksame Geldmenge nicht steigt und das Preisniveau durch andere Ursachen erklärt werden müsse; deshalb sei private Geldschöpfung durchaus zulässig.

Buquoy hat einige dieser Fragen umkreist. Er sieht im Papiergeld durchaus die Möglichkeit, die Wirtschaft anzuregen:

> „Die Staatsverwaltung hat also in Aufmunterung solcher ins Große getriebener Anstalten ein mächtiges Mittel in Händen, sowohl eine allgemeinere Wohlfeilheit, und Verminderung des üblichen Kapitalgewinstes, als endlich die Erhöhung des Arbeitslohnes zu bewirken, drey Wirkungen, welche gemeinschaftlich dem Ganzen der Nation zuträglich sind." (Buquoy 1815, 252)

Die Wirkung auf die Löhne ist hier nicht klar herausgearbeitet. Gemeint ist vermutlich folgendes: Wenn ein Staat durch selbst gedrucktes Geld oder damit gekaufte eigene Staatspapiere öffentliche Arbeiten finanziert, steigt die Nachfrage nach Arbeit und damit die Löhne. Wird das Geld als Kredit im Privatbankensystem für private Projekte verwendet, so ergibt sich derselbe Effekt. Die Investitionen andererseits vermehren die Produktion und senken so die Preise, so dass – nunmehr *real* argumentiert – die *Reallöhne* (bei unveränderten Nominallöhnen) steigen werden. Ferner vermindert das Kreditangebot durch Geldvermehrung die Zinsen und fördert so wiederum die Investitionen. Erst viel später haben Ökonomen diese Gedanken wieder aufgegriffen und kritisiert (Wicksell, Mises, Hayek) oder kreativ weiterentwickelt (Keynes, Kalecki, Minsky). Ein zentraler, hier nur am Rande zu erwähnender Punkt ist die jeweilige Ausgangssituation: In einer Krise, wenn viele Arbeitskräfte unbeschäftigt sind und Kapazitäten frei liegen, sind die Effekte einer Geldvermehrung zunächst vorwiegend real: Die Nachfrage steigt, damit die Beschäftigung und die Kapazitätsauslastung. Befindet sich die Wirtschaft in einer Phase nahe der Vollbeschäftigung, so bedeutet eine Senkung des Zinssatzes oder eine Geldvermehrung kurzfristig eine Nachfragesteigerung ohne reale Effekte = Inflation.

Mit Blick auf das Ausland hat Buquoy auch die Frage erörtert, wie sich bei einer Doppelwährung (Papiergeld und Münzgeld) beide Mengenverhältnisse zueinander verhalten. Er ging davon aus – was zu seiner Zeit noch Alltagsrealität war, globale Devisenmärkte gab es nur in kleinen Anfängen –, dass das Papiergeld, vor allem die (privat emittierten) Banknoten, nur eine nationale oder gar lokale Geltung besitzen. Wenn nun Papiergeld vermehrt wird bei ansonsten unverändertem Geldbedarf des Marktes, dann verdrängt das Papiergeld das Münzgeld. Weshalb? Das Münzgeld (aus Edelmetall) ist im Ausland handelbar und besitzt dort Kaufkraft. Also wird das Münzgeld mit steigender Papiergeldmenge ins Ausland wandern. Was auf den ersten Blick wie eine Möglichkeit aussieht, Importe zu fördern, erweist sich nach Buquoy dennoch als nicht haltbar. Denn – und darin sind seine Überlegungen geradezu hochaktuell – mit dem Edelmetall wandern auch die spekulierenden Kaufleute aus und suchen sich im Ausland einen Wohnsitz.

> „Wird in einem Lande die für den innern Verkehr erforderliche, und schon im Metall bestehende Geldmasse durch in vollem Kredit stehendes Papiergeld vermehrt, so fließt ein Theil des Metallgeldes dem ausländischen Handel zu; dasjenige, was davon in den

> Zwischenhandel übergeht, kann dem Lande ganz verloren gehen, wenn der damit spekulirende Kaufmann seinen Wohnsitz im Auslande nimmt; wenn aber auch derselbe im Inlande bleibt, so ist der diesem hierdurch zu Theil gewordene Vortheil im Allgemeinen sehr unbedeutend“ (ebenda, 274).

Der Versuch, durch Papiergeldemission sich im Handel nationale Vorteile zu verschaffen, bleibt damit wenigstens teilweise wirkungslos. Was Buquoy noch nicht sah (sehen konnte), wurde seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert allerdings mehrfache Wirklichkeit; auch in der Gegenwart durchläuft die Weltwirtschaft wieder solch eine Phase: Die Abwertung durch die Ausweitung der nationalen Geldmenge hängt von der Geldmenge im Ausland ab. Wenn – ich bleibe bei einer Doppelwährung von Papiergeld und Münzen – ein Land auf diese Weise durch Münzexport sich Vorteile verschaffen möchte, so kann das ein anderes Land ebenfalls tun. Es kommt dann zu einem Abwertungswettlauf, einem *Währungskrieg*, der in der Geschichte mehrfach Realität wurde und auch schon in einen wirklichen Krieg mündete. So kann man, ohne dies Goethe als Absicht zu unterstellen, den Übergang von der Schaffung des Papiergeldes auf dem von Buquoy genannten Umweg durchaus als Vorbereitung von Konflikten mit ausländischen Mächten betrachten, die dann im „Gegenkaiser“ im IV. Akt von Faust II auch dichterische Wirklichkeit wurden.

Buquoy war in seiner Geldtheorie, trotz vieler innovativer Elemente, keineswegs wirklich konsistent. Die Anwendung mathematischer Methoden auf vereinzelte quantitative Phänomene garantiert nicht die Systematik des gesamten Gedankens. Obgleich er das Geld sehr klar als bloßen *Meinungswert* durchschaut hat, fordert er schließlich doch in der Tradition der Smithschen Theorie eine Gold- und Silberdeckung:

> „Die Summe des gesammten Papiers, welches in einem Lande sonder Anstoß umlaufen kann, darf nie größer seyn, als der Werth jenes Goldes und Silbers, dessen Stelle sie vertritt; zugleich darf das Papiergeld nur jenes Gold und Silber vertreten, das für den Innern Verkehr bestimmt ist.“ (Ebenda, 275)

Hier wird Buquoy logisch inkonsequent und knickt gleichsam ein vor der Smithschen Tradition, die im Geld doch ein *wertvolles* Ding sehen wollte. Den eben zitierten Satz überlesend, wurde Buquoy von der Smith-Schule nun gerade deswegen kritisiert, weil sie gegen seinen „Meinungswert des Geldes“ daran festhielt, dass Geld stets eine *Warennatur* besitzen müsse, also Wert auch materiell zu verkörpern habe:

> „aber jede Metallmünze (…) ist doch nicht bloß Anweisung auf Güter, sondern auch selbst ein wirkliches Gut“ (Lueder 1820, 274)

Doch auch Lueder, der dies notierte, schwankt in diesem Punkt, denn noch eine Seite zuvor ist ihm das Geld auch nur definiert durch seine Funktion im Austauschprozess selbst, nicht durch seine Trägereigenschaft von Wert:

> „Das Geld als Geld betrachtet hat keinen absoluten, sondern bloß einen hypothetischen Werth; es hat bloß in so weit Werth, als es das Medium ist, um zum Besitz nützlicher Sachen auf dem Wege des leichtesten Umtauschs zu gelangen. So hat das Metallgeld 2 Eigenschaften: 1) Es ist allgemeines Tauschvehikel oder Anweisung auf Güter und 2) ein Werthäquator oder Maaßstab für Güter.“ (Lueder 1820, 273)

Es lässt sich nicht rekonstruieren, inwiefern Goethe von solch doch für sein Naturell eher befremdlich abstrakten Debatten Kenntnis hatte oder Kenntnis nahm. Die Anhänge von Buquoys „Nationalwirthschaft“ waren in seiner Bibliothek nicht aufgeschnitten (vgl. Körner und Sielaff 2002, 167). Buquoys Vorliebe für Mathematik dürfte Goethe sicher nicht geteilt haben. Im Gespräch mit Kanzler von Müller am 18. Juli 1826 sagt Goethe:

> „Die Mathematik steht ganz falsch im Rufe, untrügliche Schlüsse zu liefern. Die Pythagoreer, die Platoniker meinten Wunder was in den Zahlen alles stecke.“ (Goethe: Gespr Bd. 5, 294)

6 Goethe: Wider die Herrschaft abstrakter Ideen

Buquoy hatte sich um Goethes Denken bemüht. Er schrieb eine kleine Abhandlung „Parallelisierung zwischen einem Naturgesetze und einem von Göthe ausgesprochenen Gesetze der Ästhetik“. Goethe unterscheidet, so Buquoy, drei „Naturformen der Poesie“: Epos, Lyrik und Drama. Diese drei Formen will Buquoy auch als drei „echte Naturformen der am Erdenleben realgewordenen Idee des Urgeistes“ (Buquoy 1825, 597) entdecken. Er sieht eine Tendenz in der Natur, den Selbstzweck,

> „einem in dem Streben zu formen um zu formen sich erschöpfenden Gestalten; einem Gestalten, das, nach vollendeter Bildung, überdrüßig stets, von der eignen Zeugung ab sich wendet, um, innerer, nie zu sättigender Werdelust fröhnend, Neugestaltetes ins Daseyn vorzurufen.“ (Ebenda)

Und Buquoy fährt unmittelbar fort: „Und entspricht nicht auch die enthusiastisch aufgeregte Form des Dichters einem sogearteten Gestalten?“ (Ebenda, 597f.) Hier liefert die Dichtkunst ein Modell zur Beschreibung der Natur – die für Buquoy stets auch die menschliche Gesellschaft umfasst –, wie umgekehrt auch ökonomische Zusammenhänge für Goethe in seiner Dichtkunst ein Modell bildeten. Diese wechselseitige Spiegelung kann keine kausale Abhängigkeit meinen, wohl aber das, was jedes Gespräch unter Zeitgenossen charakterisieren könnte: Die vielsprachige Mühe, die je eigene Zeit in Begriffe zu fassen. Es gibt keine abstrakte Idee, die hierbei einfach anzuwenden wäre, schon gar keine Idee, die als ein separierbares *System* andere Ideen ordnen würde.

Es war dies Goethes eigene Erfahrung. Er wollte in den verschiedensten vegetativen Gestalten einst die *Urpflanze* entdecken, als eine *real* geglaubte Idee *anschaubar* neben all den anderen Formen ihrer Verwirklichung sehen. Goethe schrieb:

> „Ich ging allen Gestalten, wie sie mir vorkamen, in ihren Veränderungen nach, und so leuchtete mir am Letzen Ziel meiner Reise, in Sizilien, die ursprüngliche Identität aller Pflanzenteile vollkommen ein, und ich suchte diese nunmehr überall zu verfolgen und wieder gewahr zu werden.“ (Goethe 1963, 62)

Die so gefundene Anschauung, die „einleuchtet“ und also *gesehen* werden kann, kann aber nicht die transzendente Idee der Pflanze sein. Es liegt hier ein Verhältnis vor, das Hegel sehr schön illustriert hat:

> „Das Allgemeine, formell genommen und neben das Besondere gestellt, wird selbst auch zu etwas Besonderem. Solche Stellung würde bei Gegenständen des gemeinen Lebens von selbst als unangemessen und ungeschickt auffallen, wie wenn z.B. einer, der Obst verlangte, Kirschen, Birnen, Trauben usf. ausschlüge, weil sie Kirschen, Birnen, Trauben, nicht aber *Obst* seien." (Hegel 1971, Bd. 8, 59)[60]

Goethe gelangt bezüglich seiner Urpflanze zum selben Gedanken. Im August 1816 schreibt er an Nees von Esenbeck:

> „In den Tagebüchern meiner italienischen Reise, an welchen jetzt gedruckt wird, werden Sie nicht ohne Lächeln bemerken, auf welchen seltsamen Wegen ich der vegetativen Umwandlung nachgegangen bin; ich suchte damals die Urpflanze, bewußtlos, daß ich die Idee, den Begriff suchte, wonach wir sie uns ausbilden könnten." (Zimmermann 1953, 277)

Goethes Faust, was immer sein Schöpfer auch *bewusst* in die bunte Blütenpracht der Bilder und Szenen eingebracht haben mochte, ist gerade nicht nach *einer* Idee konstruiert, die man herausfiltern und *neben* die Dichtung stellen könnte, als psychoanalytische, philosophische, ökonomische oder als Idee einer anderen Wissenschaft – gleichsam als Obst neben Kirschen, Birnen und Trauben, oder als *Urpflanze* neben den sinnlich erscheinenden Pflanzen. Geschieht dies doch, stellt man das Ideelle neben das Wirkliche, so gilt Hegels bereits zitierter Satz, dass Abstraktionen, in der Wirklichkeit geltend gemacht, die Wirklichkeit zerstören – wie übrigens in der Gegenwart die sich verwirklichende *genetische* Abstraktion („Urpflanze") der gentechnisch veränderten Pflanzen die reale Pflanzenwelt zerstört.

Nun kann man aus Äußerungen von Goethe mit Blick auf das Geld, genauer das Papiergeld *zwei* Gedankenlinien erkennen, die sich nicht direkt widersprechen, aber auch nicht – oder nur auf sehr wunderliche Weise – ergänzen. Einmal erblickte Goethe im Papiergeld ganz im Sinn der zitierten Hegelschen Logik eine *wirkende*, deshalb zerstörerische Abstraktion:

> „Alles Ideelle, sobald es vom Realen gefordert wird, zehrt endlich dieses und sich selbst auf. So der Kredit (Papiergeld) das Silber und sich selbst." (Goethe Gespr. Bd. 2, 299).

Man kann den Fortgang im ersten Akt von Faust II durchaus in diesem Sinn lesen. Der fünfte Akt, der zerstörerische Schatten des Geistes von Saint-Simon, ist in diesem Sinn die letzte und logische Konsequenz dieser destruktiven Wirkung der Geldabstraktion. Die blinde Macht der Geldherrschaft, die Mephistopheles zwar etablierte, nicht aber in dem verstand, was sie sich unterordnete: Alle die bunten Empfindungen der Menschen (einschließlich des Kaisers und seiner Berater), die sich blind in ihr bewegen – diese Herrschaft einer Abstraktion mündet in einer Zerstörung. Und die eher düstere Deutung von Gottlieb C. L. Schuchard (1936) scheint dann eine logische Konsequenz zu sein.

> Schuchard ersetzt „die herkömmliche perfektibilistische Idee der Faustdeutung durch einen konsequent antiperfektibilistischen Interpretationsvorschlag. In der Tragödie verschaffe Goethe seiner pessimistischen Kulturphilosophie den adäquaten symbolisch-

[60] Platons Antwort an Antisthenes: „Ja, mein lieber Platon, ein Pferd sehe ich wohl, aber eine Pferdheit sehe ich nicht, worauf Platon erwidert hätte, das komme daher, dass Antisthenes zwar Augen habe, aber keinen Verstand." (Hirschberger 1991, 70)

> literarischen Ausdruck. Der Überzeugungskraft der literaturgeschichtlichen Argumentation Schuchards wird man sich schwerlich entziehen können“ (Jaeger 2005, 596)

Doch wir sind aus Goethes eigenem Mund gewarnt, der Faustdichtung solch eine durchgängige Idee zu unterlegen:

> „Die Deutschen sind übrigens wunderliche Leute! – Sie machen sich durch ihre tiefen Gedanken und Ideen, die sie überall suchen und überall hineinlegen, das Leben schwerer als billig. – Ei, so habt doch endlich einmal die Courage, euch den Eindrücken hinzugeben, euch ergötzen zu lassen, euch rühren zu lassen, euch erheben zu lassen, ja euch belehren und zu etwas Großem entflammen und ermutigen zu lassen – aber denkt nur nicht immer, es wäre alles eitel, wenn es nicht irgend abstrakter Gedanke und Idee wäre!
> Da kommen sie und fragen, welche Idee ich in meinem ‚Faust‘ zu verkörpern gesucht. Als ob ich das selber wüßte und aussprechen könnte! – Vom Himmel durch die Welt zur Hölle, das wäre zur Not etwas; aber das ist keine Idee, sondern Gang der Handlung. Und ferner, daß der Teufel die Wette verliert, und daß ein aus schweren Verirrungen immerfort zum Besseren aufstrebender Mensch zu erlösen sei, das ist zwar ein wirksamer, manches erklärender guter Gedanke, aber es ist keine Idee, die dem Ganzen und jeder einzelnen Szene im besonderen zugrunde liege. Es hätte auch in der Tat ein schönes Ding werden müssen, wenn ich ein so reiches, buntes und höchst mannigfaltiges Leben, wie ich es im ‚Faust‘ zur Anschauung gebracht, auf die magere Schnur einer einzigen durchgehenden Idee hätte reihen wollen!“ (Eckermann 3. Bd., 121ff.)[61]

So kann auch der obige Versuch, einige der ökonomischen Spuren im Faust zu dechiffrieren, sich nur bescheiden und in den vielstimmigen Chor anderer Interpretationen einreihen. Dass auch ich – anderes wäre gar nicht möglich – gerade jene Motive ausgewählt habe, die meinen eigenen Arbeiten am ehesten entsprechen, sei unbestritten. Doch auch eine Interpretation, weit davon entfernt, *Dichtung* zu sein, kann durchaus ebenfalls die Bitte äußern: „Ei, so habt doch endlich einmal die Courage, euch den Eindrücken hinzugeben, euch ergötzen zu lassen, euch rühren zu lassen, euch erheben zu lassen, ja euch belehren und zu etwas Großem entflammen und ermutigen zu lassen.“ (Goethe Gespr. Bd. 6, 134)

7 Geldtheoretische Nachbemerkung

Die im Faust II anklingenden geldtheoretischen Motive, weit mehr noch die Literatur der geistigen Umgebung dieser Dichtung, erinnern zweifellos an einige der gegenwärtigen ökonomischen Probleme. Doch bedarf es hierzu einer genaueren Interpretation; ich habe auf den fragwürdigen und wenigstens verkürzten Gebrauch, den Jens Weitmann davon macht, hingewiesen. Einige Argumente dazu möchte ich hier zusammenfassend nachreichen.

Erstens. Der Gedanke, dass Papiergeld eine „reale“ Stütze, Unterlage, einen realen Gegenwert usw. benötige, sonst sei es früher oder später destruktiv, beruht auf einem verdinglichten Wertbegriff. In neuerer Zeit haben Marxisten und Theoretiker der österreichischen Schule in seltener Einmütigkeit den Gedanken vertreten, dass letztlich nur *Gold* als Wertrepräsentant langfristig die Stabilität einer Währung garantiere. David Ricardo, anders als Adam Smith, sah im Wert eine *Verkörperung*

[61] 6. Mai 1827.

menschlicher Arbeit. Die Durchschnittsarbeit ist als Substanz in einer produzierten Ware enthalten. Und nur eine auf diese Weise werthaltige Ware sei geeignet, den Wert einer anderen Ware zu messen. Man erblickt in einem Kaufakt Geld gegen Ware eine *Gleichsetzung* und, wie Buquoy zutreffend sagte, eine Gleichsetzung benötigt vorab eine Reduktion auf eine gemeinsame Einheit – eben die „Arbeit". Auch bei Marx kehrt dieser Gedanke wieder, wenn er in der – von ihm „abstrakt gesellschaftlich" genannten – Arbeit das *tertium comparationis* zweier „gleichgesetzter" Waren erblickt.

Nun haben die österreichischen Theoretiker (Menger, Wieser, Böhm-Bawerk), aber auch Robert Liefmann richtig betont, dass hier überhaupt keine Gleichsetzung vorliegt. Ich habe diese Theorien in meinem Buch „Die Herrschaft des Geldes" im Teil 4 ausführlich diskutiert und möchte diesbezügliche Argumente hier nicht wiederholen. Es genügt eine Einsicht: Im Kaufakt Geld gegen Ware und vice versa findet keine *physische* Gleichsetzung statt; bereits Aristoteles hat dies im fünften Buch seiner Nikomachischen Ethik nachdrücklich betont. Es sind die *Subjekte*, die – dies allerdings intersubjektiv; und darin liegt die logische Schwierigkeit, an der die meisten Geldtheorien bislang scheiterten –, einen Bezug Geld-Ware herstellen. Die *Bedeutung* des Geldes, seine *Geltung* wird also nur verstanden, wenn man diese Subjektform einbezieht, ohne freilich – das ist der Fehler der subjektiven Wertlehren – diese Subjektivität nun ihrerseits zu objektivieren und als vorhandenen Gegenstand zu behandeln (Nutzen, Risiko usw.). Geld ist keine Manifestation eines anderswo „verkörperten" Wertes, weder im zirkulierenden Gold (Smith, Ricardo, Marx), in der von ihm „kommandierten Arbeit" (Smith, Büsch), den Bodenschätzen (Friedrich d. Große, Mephistopheles, „Rentenmark"), noch dem „Verkehrswert der Güter" (Fisher). Geldwerte sind tatsächlich, wie die subjektive Wertlehre behauptet, „rein subjektiv"– nur muss ergänzt werden: Es ist das in sich differenzierte Kollektivsubjekt, das Geld alltäglich verwendet, an seinen Wert glaubt und eben aufgrund dieses *Vertrauens* in seinen Wert diesen illusionären Wert alltäglich performativ herstellt.

Zweitens. Die Vorstellung einer Geld*menge* ist aus dem unter *Erstens* genannten Gründen gleichfalls eine Fiktion. Geld ist nur durch seine *Verwendung* erkennbar als Wertmesser. Diese Verwendung aber verändert sich alltäglich und tausendfach mit den wirtschaftlichen (und politischen) Situationen, in denen Entscheidungen getroffen werden. Wenn Keynes hier – wie schon Thornton – die *Erwartungen* in den Vordergrund rückt, so legt er den Finger in die Wunde. Zwar hatte schon Locke darauf hingewiesen, dass die Zirkulation des Geldes keine Naturkonstante ist; die sog. Quantitätstheorie des Geldes behauptet solch eine Konstante in der „Umlaufgeschwindigkeit" V gemäß der Gleichung MV = PY (M = statische Geldmenge; P = Deflator des BIP, Y = BIP). Die daraus abgeleitete Maxime für die Zentralbankpolitik – die „Friedman-Regel" –, derzufolge die Wachstumsrate der Geldmenge der Wachstumsrate des Gütervolumens gleich sein solle, wurde schon von Hufeland kritisiert:

> „Es ist darum gewiß von mehreren Seiten ein Irrthum, wenn man eine der Gütermasse gleiche Geldmasse verlangt; es ist sogar (…) nicht einmal genau, nur eine Geldmasse zu fordern, die überhaupt in einem festen Verhältnisse zur Stärke des Verkehres und der

> zu leistenden Zahlungen stehe (…), da so sehr viel auf den wirklichen Umlauf dieser Masse und selbst auf dieses Umlaufes Schnelligkeit ankommt.“ (Hufeland 1815b, 212)

Auch Büsch hatte auf diesen Punkt hingewiesen. Buquoy und Thornton machten darauf aufmerksam, dass die Zirkulationsgeschwindigkeit vom (inländischen und ausländischen) Zinssatz abhängt, und Keynes hat auf den Begriff der Umlaufgeschwindigkeit völlig verzichtet, weil diese Größe bei ihm durch ungewisse Erwartungen und das Zinsniveau bestimmt ist, beide Größen aber variabel sind – wobei die erstere sich gänzlich einer mathematischen Beschreibung entzieht. Man kann also, was Thornton, Buquoy und Büsch bereits betonten, aus einer zunehmenden Geldmenge (in Münzen oder Papiergeld) nicht kausal auf eine Veränderung der Preise schließen.

Ein wesentlicher Punkt ist hierbei die *statische* Vorstellung von der Wirtschaft. Meist wird das Inflationsargument mit dem Gedanken verbunden, dass die „reale Ökonomie“ sich im Gleichgewicht bei Vollbeschäftigung aller Faktoren befindet, weshalb eine Geldvermehrung dann trivialerweise *nur* inflationäre Effekte haben kann: Werden Käufer mit *fiat money* ausgestattet, kaufen sie nun tatsächlich, so stoßen sie auf ein unverändertes Angebot, weshalb die Preise mechanisch steigen werden. Sie steigen *mechanisch* und *kausal*, weil die Voraussetzung mechanisch und kausal formuliert wird. Einmal ist kaum je eine Wirtschaft in einem Zustand, der alle Faktoren voll beschäftigt; es gibt in entwickelten Ländern fast immer genügend Reserven, eine zusätzliche Nachfrage auch durch eine reale Ausweitung des Güterangebots zu bedienen – in wirtschaftlich wenig entwickelten Ländern stellt sich die Frage selbstredend anders. Zum anderen fließen Gelder auch in *Projekte*. Davon werden durchaus viele auch scheitern. Wenn während der Projektphase Löhne bezahlt und Güter eingekauft wurden, so hatte dies bereits einen Kaufkrafteffekt; die Insolvenz oder die Abschreibung senkt aber dann auch wieder die Kosten an anderer Stelle. Doch die *erfolgreichen* Projekte, die *Innovationen* erweitern den Markt und liefern – wenn auch mit Verzögerung – ein vermehrtes Güterangebot nach und erfüllen somit die mit der Geld- bzw. Kreditausweitung verbundene Hoffnung. Dieser Zusammenhang wird auch in der Gegenwart, die vom mechanischen Geist der neoklassischen Theorie vernebelt wird, selten gesehen. Bentham hat ihn mit Blick auf die Erklärung des Zinses erkannt; doch bereits William Petty, aber auch John Law haben ähnlich argumentiert. Keynes hat dann einige Motive dieses Gedankens wieder aufgenommen, während Schumpeter den innovativen Aspekt in seiner „Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung“ systematisch entfaltete. Wie viel also von einer vermehrten „Papiergeldmenge“ durch eine veränderte Umlaufgeschwindigkeit, durch die Finanzierung von Projekten oder durch die Nutzung freier Kapazitäten absorbiert wird und wie viel davon auf Märkten ausgegeben wird, deren Angebot wenigstens mittelfristig nicht vermehrt werden kann, lässt sich nicht allgemein, schon gar nicht durch die Regel: Mehr Geld → Inflation sagen. Das „Papiergespenst der Gulden“ (6198), von dem Mephistopheles spricht, kann sich auf vielfältige Weise in ein Wesen aus Fleisch und Blut verwandeln.

Drittens. In der Gegenwart gibt es nur noch *fiat money*, also – sozusagen – Mephistopheles-Geld. Thornton war wohl der erste Theoretiker, der für diese Geldform als stabilisierenden Faktor eine restriktive Politik der Zentralbank forderte. Man vertraut hier nicht mehr auf fiktive „Werte" zur Absicherung, sondern auf *politische Entscheidungen*. Jens Weidmann kann ich bei aller sonstigen Kritik in einem Punkt zustimmen, wenn er in seiner zitierten Rede sagt, „dass Vertrauen zentral, ja konstitutiv für die Geldeigenschaft ist". Sicher, um diesen Gedanken theoretisch klar auszuarbeiten, wäre sehr viel mehr zu sagen. Doch der Grundgedanke ist richtig, wenn man ihn nicht nur auf die geldpolitischen Institutionen, sondern auf *alle* Marktteilnehmer, nachgerade im Finanzsektor bezieht. Die Zirkularität von Vertrauen ist hierbei zentral. Es gibt darin keine Kausalität: Die Menschen vertrauen einem Geldwert *performativ* durch die Geldverwendung, und eben dadurch *erschaffen* sie alltäglich den Geldwert als kollektive, gleichwohl *funktionierende* Illusion. Dies als „Magie" zu beschreiben, ist durchaus adäquat. Denn wie jede Magie kann auch dieses Zauberkunststück zusammenbrechen. Aber keineswegs nur, weil Politiker die Zentralbank missbrauchen und Staatsschulden – wie der Kaiser im ersten Akt von Faust II – durch selbst emittiertes Papiergeld begleichen bzw. Schuldscheine *als* Zahlungsmittel definieren. Der Missbrauch der Zentralbanken, im großen Maßstab in jüngerer Zeit bei der Europäischen Zentralbank und der US-Fed, geschah keineswegs nur mit Blick auf die Staatshaushalte. Sicher, ein großer Teil der Staatspapiere wird heute weltweit – besonders in den USA, in Japan, auch in Europa – von den je eigenen Zentralbanken gekauft, die ihrerseits auf den mephistophelischen Zauber einer *creatio ex nihilo* zurückgreifen. Darin liegt ein *Vertrauensbruch*. Doch Geld hat längst nicht mehr nur die Form von Zentralbankgeld. Viele geldnahe Titel bestimmen den Handel auf den Finanzmärkten, und solche geldnahen Titel funktionieren durchaus wie bares Geld. Die Privatbanken können auf dem Kreditwege Geld schaffen, auch im Verbund mit Hedgefonds oder Private-Equitiy-Firmen. Ein Unternehmen kann faktisch Zahlungen durch die Ausgabe von Aktien oder Schuldverschreibungen leisten. Bereits Hufeland wies auf diese private Geldschöpfung hin, die bei der Analyse einzubeziehen ist:

> „Neben diesen Schuldscheinen von Regierungen vertreten auch Schuldscheine von Privatpersonen häufig die Stelle des Papiergeldes, und sie müssen allerdings bey sehr vielen Erwägungen der Verhältnisse desselben mit in Betrachtung gezogen werden." (Hufeland 1815b, 211f.)

Gerade hier herrscht in der Gegenwart eine fatale Kumpanei zwischen dem Banksystem und den Zentralbanken: Letztere kaufen nicht nur Staatspapiere, sie kaufen auch privat generierte Wertpapiere oder nehmen sie in Zahlung, in jüngerer Zeit gegen sehr geringe oder Fast-Null Zinssätze.

Viertens. Aus diesen Gründen bedeutet eine Ausweitung der Zentralbankgeldmenge, eine Verlängerung der Aktivseite der Zentralbankbilanzen keineswegs, dass dieses Geld in die Zirkulation von Waren des Alltags gelangt. Die gewaltige Ausweitung der Geldmenge wenigstens in den letzten zwanzig Jahren, besonders aber seit der Finanzkrise 2007/2008 führte entgegen den Erwartungen – die auch Jens Weidmann wieder hegte und die Binswanger als notwendige Konsequenz einer Pa-

piergeldvermehrung ohne *nachfolgende* Realinvestitionen mit Blick auf Goethes Faust behauptete – nicht zu einer Inflation im gewöhnlich definierten Sinn (Anstieg des Preisindex der Lebenshaltung). Weshalb? Es *gab* tatsächlich eine „Inflation", nur in Sektoren, in denen man einen Preisanstieg *als Vermögenszuwachs* fehldeutete, bei diversen Preisblasen an den Aktienmärkten, bei Immobilien, Neugründungen (Internet-Boom) oder bei Kreditversicherungen auf den Finanzmärkten. Sogar vermeintlich durch elektronische Verschlüsselung „abgesicherte" Internetwährungen wie *Bitcoin* erweisen sich im Konzert mit herkömmlichen Geldformen bislang als volatiles Spekulationsobjekt, nicht als Hafen der neuen Sicherheit. Die Rekorde an den Aktienmärkten sind *faktisch* nicht eine besonders kluge Antizipation künftiger Erträge, die Börsenhändler auf magische Weise vorhersehen („hier wird die Zukunft gehandelt"). Vielmehr sind diese Preisblasen das Resultat einer atemberaubenden Ausweitung der Zentralbankgeldmenge, die auf dem Kreditwege über das Banksystem in den Staatshaushalten oder bei Anlegern von Wertpapieren landet. Zwar gehen auch hiervon durchaus Nachfrageimpulse für die übrige Wirtschaft aus – ein in einem Lamborghini oder einer Yacht realisierter Spekulationsgewinn ist ein *realer* Güterkauf mit unterschiedlich zu bemessender Multiplikatorwirkung –, doch eine Hyperinflation wird dadurch nicht ausgelöst. Dazu müsste die generierte Geldmenge direkt auf den Gütermärkten ankommen, was nur der Fall wäre, wenn die Zentralbank ihr Geld nicht an Banken und Staaten, sondern an Bürger verschenkte. Das ist eher nicht zu erwarten.

In Japan wurde die Geldmenge seit Jahren ausgeweitet, während in der „Realökonomie" *Deflation*, nicht Inflation herrschte. Dieses „schwarze Loch" der Finanzmärkte, die über Aktienkurse, Derivate und Kreditversicherungen die generierte Geldmenge seit Jahren aufsaugten ohne sehr nennenswerte Wirkungen auf die Güterpreise, war in der Goethezeit für die damalige Ökonomie kaum zu ahnen, auch wenn *Spekulationsgeschäfte* zweifellos schon damals bekannt waren und analysiert wurden. Es ist nicht ohne Ironie, dass nachgerade Saint-Simon durch Spekulation nach der Französischen Revolution reich wurde. Sein „Sozialismus" hatte insofern mehr mit der Wall Street gemein als mit den Träumen eines Bakunin oder von Graf Kropotkin. Auch Marx hat sich an Spekulation versucht, ist aber furios gescheitert (ein gerne verschwiegenes Detail seiner Biographie), während Ricardo und Keynes durchaus erfolgreiche Spekulanten waren. Dass Goethe auch mit diesem Phänomen vertraut war, zeigt sein oben zitierter Brief an seinen Sohn vom 29. April 1829. Es sind aber gerade die *spekulativen* Geschäfte, die die Vertrauensgrundlage in das Geld, genauer in die vielen verschiedenen abgeleiteten Geldformen erschüttern. Dass sich hierbei Politiker, Zentralbankchefs und die CEOs großer Banken täglich die Hand reichen, ist der eigentliche Skandal, den der Chef der Deutschen Bundesbank gerne hinter einigen Zitaten aus Faust II und einem dunklen Raunen über „Inflation" durch die Herstellung simplifizierender Kausalitäten übertüncht. Es ist ganz einfach nicht nur viel zu simpel, sondern empirisch und theoretisch schlicht falsch zu sagen:

> „Durch den staatlichen Zugriff auf die Notenbank in Verbindung mit großem staatlichem Finanzbedarf wurde die Geldmenge jedoch häufig zu stark ausgeweitet, das Ergebnis war Geldentwertung durch Inflation." (Weidmann 2012)

Schon die nomologische Urteilsform („*das* Ergebnis *war* …") sollte hier Skepsis wachrufen: War dies *immer* und *überall* der Fall? Weshalb haben dann 19 Jahre Herrschaft von Alan Greenspan als Chef der Fed in den USA und mehr als zwei Jahrzehnte Geldpolitik in Japan diesen Satz nicht bestätigt? Die Inflation 2008 in Simbabwe wäre hier sicher kein einschlägiges Gegenargument: Dieses Land entbehrte all der Voraussetzungen (einen hinreichenden Entwicklungsstand von Industrie, Infrastruktur und Konsum), die bei den oben vorgestellten Überlegungen bei Buquoy, Büsch oder Thornton Voraussetzungen waren. Dies zeigt, dass die Ökonomik der Goethezeit hier einige Erkenntnisschritte weiter war als die gegenwärtige Geldpolitik. Kaum aber „wäre uns das ein oder andere Finanzdebakel erspart geblieben" (Boerse.ard.de 2013) – auch eine genaue Lektüre von Faust II. Goethes Dichtung ist keine Gebrauchsanleitung für Geldpolitiker. Sieht man darin mehr als eine Inspiration für eigenes Nachdenken, so wird daraus nur ein durchsichtiger PR-Trick für ihrerseits antiquierte Geldtheorien in der Gegenwart, die im Umfeld von Goethe, vor gut 200 Jahren, bereits überwunden waren. Allerdings können sich gerade die an Dynamik nicht zu bremsenden jungen Finanzjongleure getrost eine Warnung von Goethe zu Herzen nehmen – man braucht nur „Dampfmaschinen" durch „Computerhandel", „High-Frequency-Trading" oder „Neuer Markt" zu ersetzen, um die hohe Aktualität folgender Reflexion zu erkennen:

> „So wenig nun die Dampfmaschinen zu dämpfen sind, so wenig ist dieß auch im Sittlichen möglich: die Lebhaftigkeit des Handels, das Durchrauschen des Papiergeldes, das Anschwellen der Schulden, um Schulden zu bezahlen, das alles sind die ungeheuern Elemente, auf die gegenwärtig ein junger Mann gesetzt ist. Wohl ihm, wenn er von der Natur mit mäßigem ruhigen Sinn begabt ist, um weder unverhältnißmäßige Forderunen an die Welt zu machen noch auch von ihr sich bestimmen zu lassen!" (Goethe 1976, §480)

Literaturverzeichnis

Binswanger, Hans Christoph (2006): *Die Wachstumsspirale. Geld, Energie und Imagination in der Dynamik des Marktprozesses*, Marburg.

Binswanger, Hans Christoph (2009): *Geld und Magie. Eine ökonomische Deutung von Goethes Faust*, 4. Aufl., Hamburg.

Binswanger, Hans Christoph (2009a): Geld und Magie. Eine ökonomische Deutung von Goethes Faust. In: Liessmann, Konrad Paul (Hg.): *Geld. Was die Welt im Innersten zusammenhält?*, Wien, 20-40.

Boerse.ard.de (2013): *Special* mit dem Titel „Faust II_Punkt_Null", http://blogs.hr-online.de/goethe-und-geld/ (Zugegriffen am 10.05.2013)

Böhme, Gernot (2005): *Goethes Faust als philosophischer Text*, Kusterdingen.

Brodbeck, Karl-Heinz (2000): Die Macht des Scheins in der Wirtschaft. In: Urban, Claus; Engelhardt, Joachim (Hg.): *Wirklichkeit im Zeitalter ihres Verschwindens*, Münster-Hamburg-London, 129-147.

Brodbeck, Karl-Heinz (2009): Scheitern – Eine Kritik an der traditionellen Ökonomie. In: Pechlaner, Harald; Stechhammer, Brigitte; Hinterhuber, Hans H. (Hg.): *Scheitern. Die Schattenseite unternehmerischen Handelns*, Berlin, 51-70.

Brodbeck, Karl-Heinz (2009a): Geldwert und Geldgier. Zur Macht einer globalen Illusion. In: Liessmann, Konrad Paul (Hg.): *Geld. Was die Welt im Innersten zusammenhält*?, Wien, 207-238.

Brodbeck, Karl-Heinz (2011): *Buddhistische Wirtschaftsethik. Eine Einführung*, 2. Aufl., Berlin.

Brodbeck, Karl-Heinz (2012): *Die Herrschaft des Geldes. Geschichte und Systematik*, 2. Aufl., Darmstadt.

Brodbeck, Karl-Heinz (2013): *Die fragwürdigen Grundlagen der Ökonomie. Eine philosophische Kritik der modernen Wirtschaftswissenschaften*, 6. Aufl., Darmstadt.

Brodbeck, Karl-Heinz (2014): *Faust und die Sprache des Geldes. Denkformen der Ökonomie – Impulse aus der Goethezeit*, Freiburg-München.

Buquoy, Georg von (1815): *Die Theorie der Nationalwirthschaft*, Leipzig.

Buquoy, Georg von (1825): *Anregungen für die philosophisch-wissenschaftliche Forschung*, Leipzig.

Büsch, Johann Georg (1780): *Abhandlung von dem Geldumlauf in anhaltender Rücksicht auf die Staatswirthschaft und Handlung*. Hamburg-Kiel.

Büsch, Johann Georg (1800): *Abhandlung von dem Geldumlauf in anhaltender Rücksicht auf die Staatswirthschaft und Handlung*, zweiter Theil. Hamburg-Kiel.

Büsch, Johann Georg (1808): *Theoretisch-praktische Darstellung der Handlung in ihren mannigfaltigen Geschäften*, 3. Aufl., Hamburg.

Cannan, Edwin (Hrsg.) (1967): *The Paper Pound of 1797-1821. The Bullion Report (1810)*, 2. Aufl., New York.

Cox, Tony (2013): What Shakespeare can teach us about money, *Marketplace Life*, www.marketplace.org/topics/life/what-shakespeare-can-teach-us-about-money (Zugegriffen am: 10.05.13)

Davies, Glyn (2002): *A History of Money*, Cardiff .

Dobb, Maurice (1977): *Wert- und Verteilungstheorien seit Adam Smith. Eine nationalökonomische Dogmengeschichte*, Frankfurt a.M..

Eckermann, Johann Peter (o.J.): *Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens*, drei Bände. Leipzig.

Fisher, Irving (1933): The Debt-Deflation Theory of Great Depressions. *Econometrica*, 1, 337-357

Fisher, Irving (1938): *Von der Illusion des Geldes zur wahrhaft festen Währun*g, Weimar-Leipzig.

Forschbach, Edgar (1999): Goethe konnte kein Mathe. Als Naturforscher brillierte er dort, wo man nicht zu rechnen brauchte, *Die Welt* 28.8.1999, www.welt.de/print-welt/article581913/Goethe-konnte-kein-Mathe.html (Zugegriffen am: 10.05.13).

Gerloff, Wilhelm (1947): *Die Entstehung des Geldes und die Anfänge des Geldwesens*, 3. Aufl., Frankfurt a.M.

Gesell, Silvio (1948): *An die Überlebenden*, Heidelberg.

Goethe, Johann Wolfgang von: Briefe; Weimar 1887-1912. (»Weimarer Ausgabe« = WA)

Goethe, Johann Wolfgang von: Gespräche. Herausgegeben von Woldemar Freiherr von Biedermann, Band 1-10, Leipzig 1889-1896. (= Gespr)

Goethe, Johann Wolfgang von (1951): *Faust*, Stuttgart.

Goethe, Johann Wolfgang von (1960ff.): *Poetische Werke*, Bd. 18, Berliner Ausgabe. Herausgegeben von Siegfried Seidel, Berlin.

Goethe, Johann Wolfgang von (1963): *dtv Gesamtausgabe*, München.

Goethe, Johann Wolfgang von (1967): *Goethes Werke*, Hamburger Ausgabe. Herausgegeben von E. Trunz, 8. Aufl., Hamburg.

Goethe, Johann Wolfgang (1976): Maximen und Reflexion. Herausgegeben von Max Hecker, Frankfurt a.M..

Goethe, Johann Wolfgang von (1986): *Wilhelm Meisters theatralische Sendung*, Stuttgart.

Gülich, Gustav von (1827): *Über den gegenwärtigen Zustand des Ackerbaus, des Handels und der Gewerbe im Königreiche Hannove*r. Hannover.

Gülich, Gustav von (1830-1845): *Geschichtliche Darstellung des Handels, der Gewerbe und des Ackerbaus der bedeutenden handeltreibenden Staaten unserer Zeit*, Band 1-5, Jena.

Haeberle, Erwin J. (2011): *Goethes ‚Faust' - sexualwissenschaftlich betrachtet*, Vortrag am 20. April 2011 im Thalia Theater Hamburg, www2.hu-berlin.de/sexology/BIB/FaustVortrag.html (Zugegriffen am: 05.05.2013)

Hamm, Trent (2014): *Shakespeare Has Insights On Everything – Why Not Money?*, www.thesimpledollar.com/2006/12/14 (Zugegriffen am: 10.07.2014)

Hecker, Max (Hrsg.) (1918): *Der Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter. 1828-1832*, 3. Band. Leipzig.

Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1971): *Werke*. Herausgegeben von Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel, Frankfurt a.M..

Hetzel, Robert L. (1987): Henry Thornton: Seminal Monetary Theorist and Father of the Modern Central Bank, *Federal Reserve Bank of Richmond, Economic Review*, July/August, 1-16; www.richmondfed.org/publications/research/economic_review /1987/pdf/er730401.pdf (Zugegriffen am: 08.05.13).

Heynacher, Max (Hg.) (1922): *Goethes Philosophie aus seinen Werken*, Leipzig.

Hirschberger, Johannes (1991): *Geschichte der Philosophie*, Band 1, 14. Auflage, Freiburg.

Huber, Peter (2012): Goethes ‚Faust': Grenzenloses Gelddrucken anno 1832, *Die Presse* (25.9.2012).

Hufeland, Gottlieb (1813): *Neue Grundlegung der Staatswirthschaftskuns*t, zweiter Theil. Erste Abtheilung, Giessen in Hessen.

Hufeland, Gottlieb (1815a): *Neue Grundlegung der Staatswirthschaftskunst*, erster Band. Wien.

Hufeland, Gottlieb (1815b): *Neue Grundlegung der Staatswirthschaftskunst*, zweyter Band. Wien.

Hume, David (1988): *Politische und ökonomische Essay*, Teilband 2. Übers. v. S. Fischer. Hamburg.

Jaeger, Michael (2005): *Fausts Kolonie. Goethes kritische Phänomenologie der Moderne*, Würzburg.

Jung, Carl Gustav (1975): *Psychologie und Alchemie*, Olten-Freiburg.

Kool, Frits; Krause, Werner (Hg.) (1972): *Die frühen Sozialisten*, Bd. 1, München.

Körner, Gustav; Sielaff, Michael (2002): Goethe und die Volkswirtschaftslehre, *Goethe-Jahrbuch 2002*, Band 119, Weimar, 165-181.

Law, John (1992): Betrachtungen über das Geld und den Handel. In derselbe: *Handel, Geld und Banken*, Übers. v. Achim Toepel, Berlin.

List, Friedrich (1928): *Das nationale System der Politischen Ökonomie*, 5. Aufl., Jena (Original 1841).

Lohmeyer, Dorothea (1975): *Faust und die Welt. Der zweite Teil der Dichtung*, München.

Loos, Gottfried Bernhard (1828): *Die Kunst, falsche Münzen zu erkennen*, Berlin.

Lueder, August Ferdinand (1820): *National-Ökonomie oder Volkswirthschafslehre*, Jena.

Mandelartz, Michael (2012): *Ökonomie um 1800 im Umfeld Goethes*. Linksammlung zur Primär- und Sekundärliteratur, www.kisc.meiji.ac.jp/~mmandel/recherche/goethe_ oekonomie.html (Zugegriffen am: 10.04.2012)

Marx, Karl/Engels, Friedrich (1956ff.): *Werke*. Herausgegeben vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, Berlin.

Merkelbach, Reinhold (1992): *Die Bedeutung des Geldes für die Geschichte der griechisch-römischen Welt*, Stuttgart-Leipzig.

Müller, Adam (1829): *Gesammelte Schriften*, erster Band. (einzig erschienener Band), München.

Müller, Adam (1922): *Versuche einer neuen Theorie des Geldes*, Jena.

Müller, Adam (1931): *Ausgewählte Abhandlungen*, Herausgegeben von Jakob Baxa und Othmar Spann, Jena.

Müller, Adam (1936): *Die Elemente der Staatskunst,* Berlin.

Müller, Adam (1967): *Kritische, ästhetische und philosophische Schriften*, zwei Bände. Neuwied-Berlin.

North, Michael (1994): *Das Geld und seine Geschichte*, München.

o.V. (1957): Lenins Lektüre, *Der Spiegel* 36, 54.

Redish, Angela (2000): *Bimetalism. An Economic and Historical Analysis*, Cambridge.

Roscher, Wilhelm (1870): Die romantische Schule der Nationalökonomik in Deutschland. *Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft*, 26, 57-105

Roscher, Wilhelm (1874): *Geschichte der National-Ökonomik in Deutschland*, München.

Rothe, Wolfgang (1998): *Der politische Goethe*, Göttingen.

Saint-Simon, Henri de (1972) in: Kool (1972), 173.

Sartorius, Georg (1796): H*andbuch der Staatswirthschaft zum Gebrauche bey akademischen Vorlesungen nach Adam Smith´s Grundsätzen ausgearbeitet*, Berlin.

Sartorius, Georg (1820): *Über die Gefahren, welche Deutschland bedrohen, und die Mittel, ihnen mit Glück zu begegnen*, Göttingen.

Sartorius, Georg Friedrich Christoph (1804): Rezension, *Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung*, Num. 27, 1. Februar 1804; Spalte 209ff.; Num. 28, 2. Februar 1804, Sp. 217ff. und Num. 29. 3. Februar Sp. 225ff.

Sartorius, Georg Friedrich Christoph (1812): Rezension*, Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung*, Num. 115, Juni.

Schlosser, Johann Georg (1794): *Xenocrates oder über die Abgaben*, Basel.

Schmidt, Jochen (2001): *Goethes Faust*. Erster und Zweiter Teil, 2. Aufl., München.

Schuchard, Gottlieb C. L. (1936): Julirevolution, Saint-Simonismus und die Faustpartien von 1831, *Zeitschrift für Deutsche Philologie* 60., 240-274

Schumpeter, Josef A. (1965): *Geschichte der ökonomischen Analyse*. Herausgegeben von Elizabeth B. Schumpeter, Göttingen.

Smith, Adam (1976): *An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations*. Herausgegeben von R. H. Campbell und A. S. Skinner. Werke Bd. 1 und 2, Oxford.

Smith, Adam (1977): *Theorie der ethischen Gefühle*. Übers. v. W. Eckstein, Hamburg.

Smith, Adam (1978): *Der Wohlstand der Nationen*. Herausgegeben von Horst-Claus Recktenwald, München.

Thornton, Heinrich (1803): *Der Papier-Credit von Großbritannien*. Übers. von Ludwig Heinrich Jakob, Halle.

Thornton, Henry (1802): *An Enquiry into the Natur and Effects of the Paper Credit of Great Britain*, London.

Varnhagen, Karl August von Ense (Hg.) (1823): *Goethe in den Zeugnissen der Mitlebenden*. Beilagen zu allen Ausgaben von Goethe's Werken. Erste Sammlung. Zum 28. August 1823, Berlin 1823, S. IV.

Weidmann, Jens (2012): Begrüßungsrede anlässlich des 18. Kolloquiums des Instituts für bankhistorische Forschung (IBF) Papiergeld – Staatsfinanzierung – Inflation. Traf Goethe ein Kernproblem der Geldpolitik? *Deutsche Bundesbank,* www.bundesbank.de/Redaktion/DE/Reden/2012/2012_09_18_weidmann_begruessungsrede.html (Zugegriffen am: 30.04.2013).

Winkel, Harald (1977): *Die Deutsche Nationalökonomie im 19. Jahrhundert*, Darmstadt.

Zimmermann, Walter (1953): *Evolution*, München.